

Gemeindeblatt

der

Lutherkirchengemeinde

Hamburg-Wellingsbüttel

Febr./März | Wachtet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark! | 1. Kor. 16, 13 | 1940

Die Verbindung ist unter allen Umständen aufrecht zu erhalten

„So will ich nun, daß die Männer beten an allen Orten und aufheben heilige Hände ohne Jorn und Zweifel.“
(1. Timotheus 2, 8)

Ein junger Telephonist hatte im Kriege eine zerschossene Telephonleitung schon dreimal geflickt. Da wird sie ihm wieder zerschossen. Nun mag er nicht mehr. Es ist ja alles zwecklos.

Aber nach einigen Minuten erscheint der Hauptmann im Telephon-Unterstand und verlangt die Verbindung. „Unmöglich“, meldet der Telephonist, „die Verbindung ist zerstört, und meine Versuche, sie herzustellen, sind vergebens.“

Da schaut ihn der Hauptmann scharf an und sagt: „Die Verbindung ist unter allen Umständen aufrecht zu erhalten. Es hängt alles davon ab.“

Das war ein Wort von Mann zu Mann.

Das Wort des Apostels: „So will ich nun, daß die Männer beten . . .“ ist auch ein Wort von Mann zu Mann. Es ist ein Ruf an die Männer zu neuer Treue im Gebet, ein Ruf zum Zusammenschluß mit der Gemeinde derer, die Christus bekennen. Männer sollen sich nicht herausstellen und beiseite treten, sondern sich hineinstellen in ihre Kirchengemeinde und in die große Schar derer, die Christus dienen wollen an den Menschen.

Damals, in der Anfangszeit der christlichen Gemeinde, wurden die Männer aufgerufen, in den gottesdienstlichen Zusammenkünften die Gebete zu sprechen. Sie sollten auch hier die Führer sein. Und sie sind es gewesen. — Sind sie es noch? — Wo sind die betenden Männer?

Das ist ja weithin eine Frage nach einem verborgenen Geschehen. Das Beten vollzieht sich in der Stille, oft ungesehen von den Augen und ungehört von den Ohren der andern. Wir wissen da vielleicht nicht viel voneinander. — Aber kannst du, lieber Leser, auf die Frage: „Wo sind die betenden Männer?“ antworten: „Hier! Hier ist auch einer der vielen ungenannten betenden Männer!“ Kannst du das? — Wenn nicht, — warum denn nicht?

Ich habe einen Jagen hören, das Beten sei unmännlich und ein Zeichen heftiger Gesinnung. — Welch ein Irrtum! — Welch eine arnfelrige Selbsttäuschung! — Ja, ich sage sogar: Welch eine unmännliche Angst zeigt der, der

sagt, das Gebet sei unmännlich! Nein, das Beten ist etwas ungeheurer Männliches. Der Betende wendet sich ja an die höchste Majestät, die denkbar ist, an den ewigen, allmächtigen und heiligen Gott, der alle Dinge in seiner Hand hat. Was sind wir Menschen vor ihm? — Ein Nichts! Er ist in einer undenkbar hohen Erhabenheit über uns. — Und da sollen wir wagen, ihn anzurufen? — Wahrlich, dazu gehört ein männlicher Sinn und — ein kindliches Vertrauen. Dazu gehört Mut und Glaube!

Weil Gott höchste Majestät ist, darum haben Männer ihre Hände aufgehoben. — Sie zeigten dadurch, daß sie wußten, mit wem sie es zu tun hatten. Als das Christentum zu den Germanen kam, wandelte sich diese Sitte. Nun beugte man das Knie und faltete die Hände im Gebet. So war es nämlich bei den Deutschen Sitte, wenn ein Befolgsmann zu seinem Führer, seinem Herzog, seinem König kam. In dieser Haltung zeigte er seinen Gehorsam und sein Vertrauen.

Warum kannst du die Hände nicht zusammenkriegen zum Gebet vor der ewigen Majestät Gottes? — Warum weder im Verborgenen noch vor den Augen der Menschen? — Ich weiß, wie schwer es ist. — Aber warum fällt es uns so schwer? — Ist es nicht der verfluchte Hochmut unseres Herzens, der sich nicht beugen will vor dem ewigen Gott und der immer wieder die Verbindung zwischen ihm und uns zerreiht?

Wir hören es aber: Die Verbindung zwischen Gott und uns muß unter allen Umständen, wo wir auch seien, aufrecht erhalten werden. Alles hängt davon ab. Das haben deutsche Männer immer gewußt. Zu allen Zeiten haben Tausende und aber Tausende von Soldaten mit gefalteten Händen in unserem Volke gestanden, vom General zum gemeinen Mann. Der unvergeßliche Führer der Schlacht von Tannenberg hat gewußt und bekannt, was für ihn selbst und das Heer das Gebet bedeutete. Er hat es ausgesprochen, daß alles davon abhängt, daß hinter ihm und dem kämpfenden Heer ein betendes Volk stehe. Und war doch ein ganzer Mann. Die Königin Luise schrieb einst in einem Brief über Andreas Hofer: „Welch ein Mann, dieser Andreas Hofer. Ein Bauer wird ein Feldherr, und was für einer! Seine Waffe — Gebet! Sein Bundesgenosse — Gott! Er kämpfte mit gefalteten Händen, kämpfte mit gebeugten Knien und schlägt wie mit dem Flammenschwerte des Cherubs.“

Wer so kämpft, befehlt Gott seinen Leib und seine Seele. Er hat sich Gott unterstellt. Er ist demütig vor Gott und mutig und tatkräftig in der Welt. Das ist die Haltung eines rechten Mannes. Die gefalteten Hände bringen zum Aus-

druck, daß er sich vor Gott beugt in echter Demut und sich nicht fürchtet vor den Menschen. Solcher Mann ist wohl streitbar, aber nicht streitsüchtig. — Weil er sich unter Gottes Barmherzigkeit stellt, wird er auch selber barmherzig sein können. — Weil er im Frieden ist mit Gott, wird er auch sich mühen, im Frieden zu sein mit seinen Mitmenschen.

Wenn jemand meint, des Gebets entraten zu können oder gar aus irgendwelchen Gründen zu müssen, so sei ihm gesagt: Die Gebetsverbindung mit Gott muß unter allen Umständen aufrecht erhalten werden. Geschieht das nicht, dann sind wir geliefert. Dann müssen wir wortlos mit dem Schicksal kämpfen. Wir können das natürlich und können es sehr verbissen tun. Aber dann stirbt unser Herz, und der heißte Born in uns quillt nicht mehr. Wir verwecken im allerpersönlichsten Sinne. Wir sind wie ein abgebrochener Buchenzweig, der eine Zeitlang in einer Vase im Zimmer prächtig prangt. — Aber nach vierzehn Tagen ist er verwelkt, und nie mehr wird er blühen. — Doch der Mensch, der die Gebetsverbindung mit Gott aufrecht erhält im Glauben und in der Wahrheit, der ist wie eine Rebe am Weinstock, die sich immer wieder verjüngt, und ihre Blätter grünen, und ihre Frucht wird offenbar.

Georg Christensen.

Lied

Weil denn weder Ziel noch Ende
sich in Gottes Liebe find't,
ei, so heb ich meine Hände
zu Dir, Vater, als Dein Kind,
bitte, wollest mir Gnade geben,
Dich aus aller meiner Macht
zu umfassen Tag und Nacht
hier in meinem ganzen Leben,
bis ich Dich nach dieser Zeit
lob und lieb in Ewigkeit.

Gesangbuch Nr. 251 Vers 11.

Gebet

Allmächtiger, ewiger Gott, laß Dir unser Volk und Vaterland befohlen sein, gib seinem Führer Weisheit und Kraft. Halte Deine Hand über unsere Heimat und alle ihre Glieder. Erbarme Dich über die Kranken und Elenden. Wir bitten Dich für alle, die unserm Herzen teuer sind, in der Nähe und in der Ferne, und befehlen uns selbst mit Leib und Seele in Deine gnädigen Hände. Laß uns Dein sein und bleiben! — Amen.

Barmherzige Lüge oder Wahrhaftigkeit

„Barmherzige Lüge“, so lautet der Titel eines Films, den man kürzlich überall in großen Lettern auf den Schildern der Lichtspieltheater lesen konnte. Eine junge Frau täuscht auf die Bitte einer Sterbenden deren ferne Schwiegereltern über die wahren, für sie sehr schmerzhaften Beschneidungsergebnisse und sieht sich dann unter den Zwang gestellt, selbst eine Zeitlang die Rolle der Toten zu übernehmen, immer rettungslos in das Netz der Lüge verstrickend, das sie mitweben half. Wer wollte leugnen, daß es eine Lüge gibt, die besten menschlichen Beweggründen entspringt, einem warmen Mitgefühl, dem ehrliehen Wunsch, Leid oder auch nur die Pein der Beschämung zu ersparen. Wir kennen nicht nur die Notlüge, durch die der Bedrängte sich selbst einen Ausweg sucht, eine Hintertür, um einer Gefahr zu entweichen, wir müssen auch die „barmherzige Lüge“ anerkennen, die nur den anderen im Auge hat, überzeugt davon, daß die Wahrheit hart und grausam wie ein Messer dem Herzen, das man ihr preisgibt, eine tiefe Wunde zufügen würde.

Aber auch die edelste Lüge, mag sie menschlich noch so begreiflich und so vergehlich sein, sie bleibt, was sie ist: Lüge. Nie wird aus ihr die Wahrheit, die allein vor Gott besteht. Gewiß sind Lügen denkbar, in denen die Frage: Lüge oder Wahrheit? zum schwersten Konflikt führen kann. Die Erörterung über solche heiklen Konflikte hat daher auch nie aufgehört, und immer wieder ist von gewissenhaften Men-

schen um eine Lösung gerungen worden. In der Lebensgeschichte des großen Kanzelredners und noch größeren Seelsoorgers Adolph Monod finden wir den Bericht eines Schriftstellers über ein derartiges Gespräch, das er während eines Spazierganges am Meeresstrande mit Monod gehabt hat. Er wollte wissen, wie Monod sich verhalten würde, wenn er einer schwerkranken Mutter den Tod ihres Sohnes mitteilen sollte, der Arzt aber eine bedenkliche Verschlimmerung der Krankheit mit Sicherheit voraussetzt. Da antwortet ihm Monod mit einem Blick, den der Frager nie vergessen kann, und einer Stimme, „die ewig in seiner Erinnerung lebt“: „Ich werde in Gegenwart der Mutter auf die Knie niederfallen und beten.“

Das ist in der Tat die einzige Antwort auf das Problem, die es für einen Christen geben kann. Aus dem Kopfe, und wenn er noch so kluge Erwägungen anstellt, kann die Lösung nicht kommen. Auch können wir sie niemals vorher fertig haben, und wenn wir uns noch so gut vorbereitet glauben. Es gibt keine andere Möglichkeit als im Augenblick der Entscheidung diese Gott anheimzustellen.

Ein treuer Diener

Der nachmals so berühmt gewordene holländische Admiral Ruyter (sprich Reuter) stand in seinen jüngeren Jahren in Diensten eines Kaufmanns und wurde von diesem einmal als Aufseher über die Schiffsladung und als Geschäftsführer seines Herrn nach Marokko geschickt mit lauter seinem wolenen Tuch. In Marokko aber herrschte damals als unumschränkter Gebieter ein Bey oder Fürst, der nach türkischer Weise ohne Recht und Gericht Herr über Leib und Leben, Gut und Blut aller Untertanen war und auch derer, die des Handels wegen ins Land kamen.

Dieser Bey kam eines Morgens mit seinen Hofleuten auf die Messe und blieb vor Ruyters Tische stehen; er besah das Tuch, und ein extra feines Stück sticht ihm ganz besonders in die Augen. „Was kostet's?“ fragt er.

Ruyter fordert den von seinem Herrn festgesetzten Preis. Der Bey bietet die Hälfte.

„Ich fordere nicht die Hälfte mehr, als die Sache wert ist, und kann sie daher auch nicht um die Hälfte wohlfeiler loschlagen. Bei mir gilt das Handeln nicht. Was ich fordere, ist fester Preis. Auch ist's nicht mein Eigentum. Ich bin nur meines Herrn Diener.“

Das wäre nun überall in Ordnung gewesen, nur nicht in Marokko.

„Weißt du nicht, Christenbudd“, rief der Bey, „daß ich der Herr deines Lebens bin?“

„Das weiß ich wohl, Herr“, sagte Ruyter, „aber ich weiß auch, daß ich nicht überfordert habe und daß ich als Diener meines Herrn die Pflicht habe, für sein Wohl zu sorgen und nicht an mich zu denken. Das will ich halten bis in den Tod, und — Ihr kriegt das Stück nicht um einen Heller wohlfeiler! Tut, was Ihr vor Gott verantworten könnt.“

Alle Kaufleute, die dies hörten, erschrakten auf den Tod. Der Bey sah den jungen Mann mit zweifurkenden Augen an, und alle erwarteten den kurzen Bescheid: „Kopf ab!“ Aber er sagte: „Ich gebe dir bis morgen um diese Zeit Bedenkzeit. Hast du dich bis dahin nicht anders entschlossen, so mache dein Testament!“ Damit ging er. Ganz ruhig legte Ruyter das Stück Tuch zurück und wartete auf andere Kunden.

Da stürmten die Kaufleute herbei und riefen: „Um Gottes willen, schenk ihm das Tuch. Schlägt er dir den Kopf ab, so ist dein Leben und deines Herrn ganzes Gut nebst seinem Schiff verloren. Was wird dann aus uns werden? Gib ein Kleines und rette das andere und dich!“

„Ich stehe in Gottes Hand“, jagte Ruyter, „wer im Kleinen nicht tren ist, wie sollte er's im Großen sein! Verliert mein Herr durch mich einen Heller, so bin ich ein treulosser Diener. Ich weiche kein Haar breit!“

Ruyter dachte: „Lieber treu sterben, als treulos leben. Und droben im Himmel sitzt einer am Steuerruder, der eine solche

Gefinnung zu schätzen weiß. Der hat eine unsichtbare Schutz-
wache für treue Seelen; das sind seine heiligen Engel."

Am andern Morgen stand Ruyter heiter und ruhig in
seiner Bude. Da kommt der Bey, und hinter ihm geht einer,
der ist blutrot angetan und hat ein breites Schwert in der
Hand.

Vor Ruyters Bude bleibt der Bey stehen, sieht ihn grim-
mig an und ruft: „Christenhund, hast du dich besonnen?"

„Ja,“ sagte Ruyter. „Nicht einen Heller wohlfeiler gebe
ich das Stück, als ich gestern gefordert. Wollt Ihr mein
Leben, so nehmt's, aber ich will sterben mit reinem Gewissen
und als ein treuer Diener meines Herrn.“

Alle Leute hielten den Atem an, denn der im roten Kleide
besah die Klinge an seinem Schwerte und lachte, wie der
Teufel lachen mag, wenn er eine Menschenseele auf schlech-
tem, aber auf sicherem Wege zur Hölle sieht.

Aber auf einmal ändert sich das Gesicht des Bey und
wird plötzlich klar und heiter. „Bei dem Barte des Pro-
pheten!“ ruft er aus, „du bist eine grundehrliche Seele. Ein
treuer Diener ist mir noch nicht vorgekommen, und wollte
Gott, ich hätte so einen!“ Darauf wandte er sich zu seinen
Begleitern und sagte: „Nehmt euch diesen Christen zum
Muster!“ Zu Ruyter aber sagte er: „Gib mir deine Hand,
Christ, du sollst mein Freund sein.“ Hierauf warf er einen
Brutzel mit Gold auf den Tisch und sagte: „Es ist, du darfst
es glauben, gerade so viel, als du gefordert hast. Ich will
ein Ehrenkleid von dem Tuche tragen zum Andenken an deine
Treu“.

Gesegneter Kirchweg

Der norwegische Bischof Berggrav schildert uns in seinem
Buch „Land der Spannungen“ die weiten Kirchwege in
seinem alten Sprengel Haloga-Land. Dort gäbe es noch
Männer und Frauen, die wie früher 40 bis 50 Kilometer
über Land zur Kirche kämen, und wenn man ihre Marsch-
leistungen als etwas Besonderes rühme, so sähen sie darin
etwas Selbstverständliches. „In Süd-Falda“, so schreibt der
norwegische Bischof, „holten wir einen alten Mann ein, als
er bereits 10 Kilometer gerudert war. Er befand sich auf dem
Wege zur Kirche und hatte nichts dagegen, sich bei uns an-
zuhängen, aber müde war er noch nicht. Ein Mitglied des
Gemeindefirchensrats kam eines Sonnabendnachmittags ins
Pastorat zur Sitzung. Drei Stunden hatte er rudern müssen,
um hierher zu gelangen. Nun würde er selbstverständlich
hier übernachten, um Sonntag nachmittag in den Gottesdienst
zu gehen. Nein, antwortete er, er müsse heute abend nach
Hause rudern, da er versprochen hätte, mehrere seiner Nach-
barn am nächsten Tag mit in die Kirche zu nehmen!“ Man
sollte meinen, die Zunahme von Motorsbooten und Autos,
auch in so menschenarmen Gebieten, käme dem sonntäglichen
Kirchgang zugute. Aber gerade darüber führt der Bischof
Klage, daß im Zeitalter des Motors den Leuten auch der so
viel bequemer gewordene Kirchweg zu viel werde, während
ihre Väter und manche der Alten so weite Kirchwege regel-
mäßig und selbstverständlich bewältigt hätten.

Diese Beobachtungen von Bischof Berggrav kommen uns
ins Gedächtnis, wenn wir jetzt im Kirchenblatt der ewan-
gelisch-lutherischen Gemeinden in Preußen ein ähnliches
Lob der gesegneten Kirchwege finden. „Setz, wo wir uns
wieder ohne Autos und vielfach ohne Pferde befehlen
müssen“, so meint das Blatt, „dürfte es nicht geschehen, daß
man zu Hause bleibe und den Gottesdienst verläumt. Son-
dern es gilt, auf die alten und noch völlig unangetasteten
Möglichkeiten zurückzugreifen und zu Fuß den Weg zurück-
legen. Es wird daran erinnert, wie unsere Väter gerade im
Grenzland meilenweite Wege zurücklegten, um einem luth-
erischen Gottesdienst beizuwohnen zu können. Oft seien es große
Scharen gewesen, die, von Dorf zu Dorf größer werdend,
sich auf den Weg machten. Dann stimmten sie unterwegs ge-
meinsame Lieder an. So gibt es von Benjamin Schmolz ein
eigenes für den Kirchweg gedichtetes Lied. Es verachte nie-

mand den Kirchweg, es kann ein großer Segen darauf ruhen.
Schon auf dem Heimweg hat man Zeit, in Stille sich zu sam-
meln und kommt nicht so abgehetzt in die Kirche, als wenn
einem das Auto mitten aus den häuslichen Geschäften her-
aus in wenigen Minuten hinbrächte. Auch ein längerer
Heimweg kann fruchtbringend sein, wenn man das Gehörte
noch einmal überdenkt.

Abschied und neuer Anfang der Baltendeutschen

Das seit über 20 Jahren bestehende „Ev.-luth. Kirchenblatt
für die Gemeinden Lettlands“ nimmt in seiner letzten Num-
mer Abschied von seinen Lesern. In einem Beitrag, der die
letzten beiden Jahrzehnte deutscher Kirchengeschichte in Lett-
land darstellt, würdigt das Blatt auch die Rolle des deut-
schen evangelischen Pfarrhauses: „Unsere älteren und
jüngeren Pastorenhäuser haben in der Regel die gute alte
Tradition des baltischen Pfarrhauses aufrechterhalten und
sind ein Segensquell für die Gemeinden geworden und ge-
blieben. In einer Zeit, in der unsere Volkskraft trotz zu-
nehmendem Wohlstande — oder vielleicht gerade darum —
zu versiegen drohte und die kinderlosen und Einkinder-
häuser unter uns fast überhand nahmen, haben unsere
Pfarrhäuser — wenn wir hier von unserem wackeren
Bauernstande absehen — überwiegend allein dafür gesorgt
— es gab gewiß auch in den anderen Ständen erfreuliche
Ausnahmen —, daß der Sinn der gottgewollten Ehe unter
uns erhalten blieb und auch die Kinderschar sich mehrte.
Neben treuer Predigt des Wortes ging hier und in vielen
anderen Beziehungen die Predigt der Tat einher. Und es
sollte unsere Kirche überall dort, wo nach dem eigentlichen
Zusammenhang der Dinge gefragt wird, nicht und niemals
vergesen werden, daß nicht zuletzt ihrem Wirken es zu ver-
danken ist, daß große Kreise unseres ländlichen und auch
städtischen Volkstums ihrem Volkstum nur dadurch er-
halten worden sind, daß sie, im Verein mit der Schule, un-
ermüdet auch um den letzten Volksgenossen bemüht gewesen
ist in jener Zeit, als sonst kaum einer nach den Zerstreuten
und Vergessenen fragte.“

Die in Polen eingetroffenen baltendeutschen
Geistlichen haben sich dem dortigen Konsistorium für
eine neue kirchliche Verwendung zur Verfügung gestellt.
Über 20 sind bereits zu kommissarischem Dienst in solchen Ge-
meinden eingesetzt worden, deren bisheriger Pfarrer er-
mordet worden ist oder die bisher keinen eigenen Pfarrer
hatten, aber durch die Umsiedlung stark an Zahl zugenommen
haben.

Der Umsiedlungsvertrag sieht auch die Mitnahme kul-
tureller Wertgegenstände durch die Baltendeutschen in einem
bestimmten Rahmen ausdrücklich vor. Ein Sonderbericht der
D.N.S. nennt als solche in Betracht kommenden beweglichen
Gegenstände u. a. die Sammlung des Rigauer Som-
museums, das zwar unter lettische Verwaltung gegeben
werden mußte, aber noch deutsches Eigentum ist, sowie ein-
zelne ausschließlich für die baltendeutsche Geschichte wertvolle
Stücke aus deutschen Kirchen.

Das unererschöpfliche Buch

Eine große südwestdeutsche Zeitung hat aus Anlaß einer
Buchspende-Aktion für Soldaten eine Umfrage veranstaltet,
zu der der Dichter Manfred Hausmann, der als Leutnant im
Seeresdienst steht, folgende Antwort beigefügt hat: „Dies-
mal habe ich Knut Hamsuns „Pan“, Jean Pauls „Flegel-
jahre“ und die im Inselverlag erschienene Auswahl von
Goethes Briefen mit ins Feld genommen. Nun wollen Sie
aber wissen, welches Buch ich wählen würde, wenn ich nur
ein einziges und dazu unererschöpfliches behalten dürfte. Un-
erschöpflich ist keins von den dreien. Es gibt, glaube ich, nur
ein Buch, das im eigentlichen Sinne unererschöpflich ist, das
Neue Testament. Wenn ich mich also für ein uner-
erschöpfliches Buch entscheiden müßte, dann blindlings für
das Neue Testament.“

Ein Deutsch-Reformierter Kirchenausschuß

Das Gesichtsblatt der evangelisch-reformierten Landeskirche für die Provinz Hannover enthält folgende Mitteilung:

Die Evangelische reformierte Landeskirche der Provinz Hannover und die Lippische Landeskirche errichten mit dem Inkrafttreten dieses Abkommens gemeinsam den Deutschen Reformierten Kirchenausschuß.

Der Deutsche Reformierte Kirchenausschuß hat die Aufgabe, dafür tätig zu sein, daß in der Deutschen evangelischen Kirche mit bezug auf die reformierten Landeskirchen, Synodalenverbände und Kirchengemeinden den Erfordernissen des reformierten Bekenntnisses Rechnung getragen wird, die geistliche Verbundenheit unter den reformierten Landeskirchen, Synodalenverbänden und Kirchengemeinden zu stärken, das brüderliche Zusammenwirken mit den anderen durch die Reformation geprägten Kirchen zu fördern.

Begrüßung für D. Jöckler

Zur Umfiedlung der Stanislawer Anstalten

Herr D. Theodor Jöckler, der mit seiner weithin bekannten Stanislawer Anstalt, dem „Bethel des Ostens“, vor einigen Tagen ins Reich heimgekehrt ist, fand Anfang Januar im Sitzungssaal des Evangelischen Oberkirchenrats eine kleine Begrüßungsfeier statt, an der Vertreter des Kirchenministeriums, der Inneren Mission, des „Hilfsbundes für Stanislaw“ und des Gustav-Adolf-Vereins teilnahmen. Schon einige Tage vorher hatte der frühere Generalsekretär des Gustav-Adolf-Vereins, D. Geißler, in Lobitz die Anstaltsgemeinde D. Jöcklers aufgesucht und ihr im Auftrage des Centralvorstandes einen Willkommensgruß entboten. Der Leiter des kirchlichen Auktionenamts, Bischof D. Hefel, begrüßte zu Beginn der Feier den ehrenwürdigen Mann, der sich auf weit vorgeschobenem Posten durch fast fünf Jahrzehnte hindurch ebenso sehr als unermüdblicher Vorkämpfer des Deutschtums in Galizien wie als Erhalter und Lehrer einer zwar kleinen, aber überaus treuen und opferfreudigen evangelischen Diasporagemeinde bewährt hat. D. Jöckler, der sich trotz seines hohen Alters bester Gesundheit erfreut, erzählte dann ausführlich von seinen und der Seinen Erlebnissen in den letzten Zeiten der Bolschewikerei, von den Arbeiten der deutschen Umsiedlungskommission und schließlich von der Reise seiner dreihundertköpfigen Anstaltsgemeinde über Krakan und das Durchgangslager Lobitz in die jetzigen Aufenthaltsorte in Birna und Oberstrohna in Sachsen. Er berichtete von seinen Verhandlungen mit den kirchlichen Organisationen in der Heimat und sprach sich in anerkennender Weise über die liebevolle Betreuung aus, die ihm von allen Seiten widerfahren sei.

D. Blau über die kirchliche Neuordnung im Osten

Der Posener Generalsuperintendent D. Blau hat an diejenigen seiner bisherigen Gemeinden, die nach der Neuordnung der Ostgebiete dem Danziger Konsistorium zugewiesen worden sind, ein warmherziges Abschieds schreiben gerichtet. Er gedenkt darin des gemeinsamen Kampfes, der gemeinsam durchgeführten kirchlichen Aufgaben, der kirchlichen Wochen, zu denen sich Mitglieder aller Gemeinden regelmäßig vereinigen, und anderer Tagungen. Er gibt der Hoffnung Ausdruck, daß manche Segensfrucht aus dieser gemeinsamen Arbeit erwachsen möchte, damit man es auch im Leben der Gemeinden spüre, daß Notzeit Segen bringt. Trotz der Trennung in Konsistorialbezirke werden im Ostgebiet auch in Zukunft manche kirchliche Aufgaben gemeinsam durchgeführt werden. So wird ein Ausschuß für Innere Mission eingesetzt, der aus Vertretern des Centralausschusses und der Inneren Mission in Danzig, Posen und Bromberg besteht. Das gemeinsame Gemeindeblatt „Glaube und Heimat“, das seit seiner Gründung 1919 ein einigendes Band um die Gemeinden Posens und Westpreußens geschlungen hat, soll diesen Dienst weiterführen.

Vergeht das Buch nicht!

Jemand, der eine Reise machen wollte und sich dazu ein Buch zurechtgelegt hatte, bemerkte auf dem Bahnhof, daß das Buch zu Hause liegengeblieben war. — Ist das nicht ein Gleichnis für das Buch, in dem das Wort Gottes enthalten ist? Beim Vorbereitungsunterricht für die Konfirmation versprechen wir hoch und heilig, es mitzunehmen auf unserer Lebensreise, aber dann lassen wir es liegen, teils aus Vergesslichkeit, teils, weil es uns doch nicht wichtig genug ist. Was man im Herzen hat, hat man auch im Koffer. Wir wollen versprechen, uns darin zu bessern und Gottes Wort fleißig zu beachten und gern zu lesen. D. B.

Schickt Eure Kinder zum Kindergottesdienst!

Wellingsbüttel

Aus der Gemeinde

Nun ist auch Herr Pastor Wäber zum Seeresdienst überberufen. Von Anfang September bis Mitte Februar hat er Herrn Pastor Scheuer vertreten. Ihm sei an dieser Stelle Dank gesagt für seine Arbeit, die dadurch besonders schwierig war, daß er seinen Wohnsitz in Wandersbet hatte.

In der Nachbarschaft sind alle Pastoren eingezogen, in Bramfeld und Klein-Borsfel, in Bergstedt und Sasel. Da ich mich bei Kriegsausbruch gleich zur Verfügung gestellt hatte, hat der Kirchenvorstand mir jetzt die gesamte Vertretung von Herrn Pastor Scheuer übertragen. Es ist Krieg, da muß jeder helfen, so gut er kann. Ich bitte, wie das Vertrauen wie in früheren Zeiten wieder entgegenzubringen.

Wegen Kohlenmangels mußten die Gottesdienste in der Kirche eingestellt werden. Seit dem 25. Februar finden sie im Zeichenaal der Hans-Schemm-Schule statt. Der Raum hat sich als sehr geeignet erwiesen. Wir danken der Hauptdienststelle Alstertal, daß sie ihn zur Verfügung gestellt hat.

Die Konfirmation soll am Sonntag **Palmarum, dem 17. März**, in der Kirche stattfinden. Die Zahl der Konfirmanden beträgt 61. Ihre Namen lauten: Hans Adam, Horst Ahlers, Heinz Jürgen Beckdorf, Walter Bohnstein, Willy Gehlhoff, Günther Haensch, Eberhard Herbst, Uwe Höfner, Claus Jochen, Paul Krügel, Bruno Küster, Volker Käßlermann, Karl Lachmann, Karl Heinz Lange, Kurt Marwig, Hans Günther Meyer, Rolf Mohr, Harald Raft, Werner Reichelt, Joachim Riebau, Edmund Schröder, Werner Schröder, Hans Schwartau, Kurt Siemsen, Peter Stange, Gert Steenbock, Hermann Timmermann, Klaus Trapp, Ernst Voh, Carlos Walter, Bruno Weiß, Hans Wiggwe, Eva Andersen, Eise Aurig, Iren Beckmann, Margta Biehl, Lotte Bruhn, Ilse Dohse, Eva Maria Drewes, Lieselotte Ehlers, Ruth Gerisch, Ingeborg Horst, Elisabeth Kröger, Lisa Liebe, Ursula Loffe, Martha Ludewig, Elfriede Maack, Anneliese Malchow, Helga Mastlente, Lisa Mutsch, Inge Paulsen, Ursula Qualmann, Erna Redbers, Jrmgard Rüssel, Sigrid Ruffhild, Gisela Lach, Christine Scharff, Elfriede Scherping, Lisa Schröder, Erika Vogeler, Gerda Wicht.

Nacht Tage vor der Konfirmation, am **Sonntag, dem 10. März**, findet im Gottesdienst die **Konfirmandenprüfung** statt, entweder im Zeichenaal oder in der Kirche.

Am **Gründonnerstag, 18. Ubr**, ist ein **Abendmahlsgottesdienst**. Im Anschluß an den Karfreitagsgottesdienst findet gleichfalls eine **Abendmahlfeier** statt.

Die Hinweise auf die Gottesdienste in Wellingsbüttel erscheinen jetzt wieder in den Zeitungen; aus ihnen ist zu sehen, wo der Gottesdienst jeweils ist.

Der Papierersparnis halber erscheint das Gemeindeblatt bis auf weiteres nur alle zwei Monate.

Die Leiterin der Evangelischen Frauenhilfe, Frau M. Lührs, ist unter Nr. 23 09 77 fernmündlich zu erreichen.

J. W. Pastor i. R. Voelck
Waldstr. 39, Fernspr.: 59 54 85.



Gemeindeblatt

der

Lutherkirchengemeinde

Hamburg-Wellingsbüttel

DER April / Mai

Liebet ihr mich, so haltet meine Gebote!

Soß. 14, 15.

1940

Spring aus dem Kampfbereich in die Strommitte!

So seid nun Gottes Nachfolger als die lieben Kinder. — Ihr waret vormals Finsternis; nun aber seid ihr ein Licht in dem Herrn. Wandelt wie die Kinder des Lichts! Eph. 5, 8.

In seinem Büchlein „Warum ich noch Christ bin“ führt der Verfasser Paul Schüs den Gedanken aus, daß heute eine entscheidende Stunde für das Christentum geschlagen habe, heute wie so oft in der Geschichte. Und dann sagt er: „Unser christliches Schicksal entscheidet sich daran, ob Gott wieder sichtbar wird an uns, den Menschen.“ Denn im Christentum gehe es nicht um eine Weltanschauung, um irgendeine Religion oder Morallehre, sondern um etwas, das sich bezeugen läßt, um etwas, das g e s c h e h e n ist und g e s c h i e h t. Dazu gehört auch, daß wir sagen können: auf diesem und jenem Menschengesicht hat sich das Antlitz Christi abgezeichnet, da ist in ihm etwas, das an Christus erinnert und mit ihm zusammenhängt. — Da ist z. B. jener ganz bestimmte Mensch; der hat noch in seinem Sterben Gott gepriesen. — Da ist ein anderer, der ist ein neuer Mensch geworden, denn er ist in den Machtbereich Christi gekommen. So meint Paulus das wohl auch, wenn er sagt, daß wir Nachfolger — im Griechischen steht: Nachahmer — Gottes sein sollen.

Gott hat uns Menschen ja hineingestellt in einen Kampf zwischen der Welt des Lichts und der Finsternis. Täglich und in all unserem Tun und Lassen, ja sogar in unserm unsichtbaren Gedankenleben nehmen wir Stellung für oder gegen eine dieser beiden Welten — bewußt oder unbewußt. Wir können gar nicht darum herum, die Luft eines dieser beiden Lebensräume zu atmen und von ihrem Geist uns treiben zu lassen. Und nun sagt Paulus der Gemeinde: ihr müßt euch bewußt aus dem Machtbereich der Finsternis lösen. Rettet euch zu Gott, kommt zu Christus, daß sein Wille und sein Geist euch treibe und euch das Gepräge gebe.

Es kommt vor, daß ein Schwanz, der ruhig seines Weges zieht, plötzlich seinen langen Hals freil ins Wasser schießt, immer wieder und blitschnell. Man merkt, daß er mit einem unsichtbaren Feind kämpft, der ihm schlimme Schmerzen zufügt. Es sind Wasserratten, die ihn überfallen und sich in

seine Beine und Schwimmhäute verbissen haben, um ihn in die Tiefe zu ziehen. Mit mächtigem Flügelschlag hebt er sich über die Oberfläche, aber die Meute zieht ihn immer wieder nach unten. Plötzlich gibt er sich einen mächtigen Ruck und schleudert sich aus dem Kampfbereich in die Leichmitte, wo auch die anderen Schwäne hingestrebt sind. Das war dann ein Zusammenprall von Licht und Finsternis. Die Meute der Tiefe konnte dem Schwanz wohl Wunden schlagen, aber sie konnte ihn nicht verderben, denn er kannte die Leichmitte, den Lebensraum, wo die Feinde keine Macht über ihn hatten.

Auch uns hat Gott eine Strommitte geschenkt, in die wir uns flüchten können, wenn die Mächte der Tiefe und der Finsternis uns packen. Es ist die Liebe Gottes, die uns zu seinen Kindern gemacht hat. Sie ist wie ein Lebensraum, in dem wir wirklich zu Hause sein dürfen wie Kinder im Vaterhause. Und über diesem Lebensraum steht das Wort Licht. Wir sind dann Kinder des Lichts, — nicht, weil wir so besonders fleckenlos, tadelfreie, sündlose Menschen sind, sondern weil wir dieses Zuhause haben, wo wir mit unseren Flecken und Wunden hinlaufen können.

Als Kinder machten wir uns mit einer Feertonne zu schaffen. Das Resultat war furchtbar. Die weißen Matrosenblusen meiner Brüder waren bunt geworden. Erst versuchten wir es mit der Pumpe, aber dabei kam nichts heraus. Dann ließen meine Brüder brüllend nach Hause. Aber sie ließen nach H a u s e. Da konnte nur noch Mutter helfen. — Darum sind wir Kinder des Lichts, weil wir einen Lebensraum kennen, über den die Sonne der Gottesliebe leuchtet. Das ist unsere Leichmitte, das Zentrum unseres Lebens, daß wir wissen: wir gehören zu Gott, er hat uns als sein Eigentum angenommen, und nun wollen wir ihm immer näherkommen, immer stärker verbunden sein mit ihm, immer mehr wirklich seine Kinder sein. Dann werden wir auch Mut und Kraft bekommen, mitten im Weltgetriebe Menschen zu sein, an denen Gott sichtbar wird. Denn die Zugehörigkeit zu ihm steht dann auf unserem Angesicht geschrieben.

Blicke immer herrlicher aus mir
voll Weisheit, Huld und Freude.
Ich sei ein lebend Bild von dir
im Glück und wenn ich leide!

Georg Christianen.

Was wir der Front schuldig sind Ein Frauenbrief im Kriege

Wir stehen seit Wochen im Krieg, in einem Ringen — das wissen wir alle — um das Festhalten unseres großdeutschen Vaterlandes, um die Zukunft unserer Kinder und Kinderkinder. Wir Älteren, die wir den Weltkrieg miterlebten, damals im Schwung und mit der Elastizität der Jugend, stehen heute als ernste, erfahrene und reife Menschen mitten drin in allem Geschehen, überdenken täglich, fast ständlich das damals Erlebte. Wir wissen ganz genau, worauf es diesmal ankommt, was von Frauen und Müttern verlangt wird, wo wir bis zum äußersten unsere Pflicht zu tun haben, und welche unendlich große Aufgaben diese Zeit von uns fordert. Eine der größten und wichtigsten: „**S t i m m u n g**“ h a b e n ! Dies darf kein banales, flaches Wort bleiben, sondern muß, richtig erfasst, zum Kernpunkt dessen werden, was die Heimat zu leisten hat, was sie unserer Front draußen schuldig ist.

Hier liegt gerade für uns deutsch-ewangelische Frauen, so schreibt die „Evangelische Frauenzeitung“, eine ganz große Aufgabe, deren wir uns voll bewusst sein müssen. Es ist eine wunderschöne Aufgabe, ja, eine uns von Gott gegebene Aufgabe, gerade jetzt in schwerster Zeit der Not und Gefahr zu zeigen, woher wir die Kraft schöpfen zum freudigen Durchhalten, zum Mut machen, zur helfenden Liebe, zum — wenn es sein muß — getrosteten Leidtragen. Also auch eine Aufgabe innerhalb unserer Kirche, für die jetzt die Zeit der Bewährung gekommen ist. Wir evangelischen Frauen wollen in der Heimat „**F r a u e n a n d e r F r o n t**“ sein — in der vordersten Front derer, die die Not dieser Zeit meistern; nicht nur in dem Sinne des so schönen Weibewortes: „Wenn etwas ist gewaltiger als das Schicksal, so ist's der Mut, der's unerschüttert trägt“, sondern ganz tief von innen heraus aus der Gewißheit: „Es kann uns nichts geschehen, als was Er hat ersehen und was uns dienlich ist“, und des tröstlichen Wortes: „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet“.

Wir wollen nicht einfüßig vor unseren tapferen Männern und Söhnen ertönen müssen bei dem Vorwurf: Ihr habt unsere Kampfkraft, unseren Mut unterhöhlt mit heimlichen Klagen über wirtschaftliche Nöte, Trennungsschmerz, bitter empfundenen Alleinsein — wir haben alles, aber auch alles dafür zu tun, sie wissen zu lassen: Gott sei Dank, unsere Frau, unsere Mutter hält durch, sie meistert alle Schwierigkeiten, sie wartet auf uns in einem Heim, das sie besorgt und pflegt mit allem, was die Liebe auch in der Notzeit zu erfinden vermag, sie ist zuverlässig, und sie — betet für uns. Ja, vor allem auch das Letzte; wer sich getragen weiß von der **F ü r b i t t e** seiner liebsten Menschen, der fühlt sich wunderbar behütet und gestärkt. Das klingt aus vielen Feldpostbriefen uns wieder entgegen. Wollen wir da versagen? Uns ewangelischen Frauen ist gerade jetzt wieder Gelegenheit geboten, zu zeigen, innerlich und äußerlich, auf welchem Grund wir stehen. Laßt uns keine Gelegenheit dazu als zu gering ansehen. Wenn die Menschen, mit denen uns der Alltag zusammenführt, im Haus, im Verkehr, im Geschäft, im Arbeitsverhältnis spüren: „Sieh an, die ist ja so voll Zuversicht und guten Mutes, die will von pessimistischen Gerüchten nichts wissen und glaubt nicht an sie, die ist überzeugt, daß die Lebensmittelverteilung eine glänzende organisatorische Leistung ist und die Menge gut ausreicht, ja, die kann sogar noch lächlich sein und lachen, dann kann das ja gar nicht so schlimm sein, wir wollen es auch mal so versuchen“ — wenn uns das gelingt, andere so denken zu lassen durch unser Beispiel, dann erflehen wir damit täglich auch **k l e i n e S i e g e**, die beitragen zu einem guten Ende. Wenn die Menschen, die uns das abfühlen, dann dabei noch spüren, daß wir die Kraft zu solchem Tun und Reden aus einem wirklich tiefen und frohen Gottvertrauen schöpfen, daß wir gewiß sind seiner gnädigen Führung und Weisheit, dann erfüllen wir damit unsere Pflicht nicht nur als deutsche Frau und Mutter, sondern auch als Christen.

Sehen wir einmal hinein in Feldpostbriefe unserer Soldaten aus Polen, die, ohne ein Wort der Klage, in den Septemberwochen wirklich Übermenschliches geleistet haben. Da heißt es: „Uns geht es gut, wenn wir nur erst hören, wie es

Euch in der Heimat geht, ob Ihr keine Not leidet, ob Ihr auch recht zuversichtlich seid . . .“ oder: „Wir können alles leisten, wenn wir nur gute Post von zu Hause haben; wir warten sehnsüchtig darauf, zu hören, wie es bei Euch aussieht, ob Ihr Mut und Vertrauen habt, und die „Stimmung“ dabei gut ist“. Würde es eine deutsche Frau nun aus der Feder bringen, etwas zu schreiben über kleine Butterportionen oder Warten im Laden oder Angst vor dem, was „vielleicht alles noch kommen könnte?“ Könnte eine Mutter es verantworten, ihrem Jungen im schlimmsten von ihm erwarteten Brief nach draußen zu schreiben von augenblicklicher Kohlenknappheit oder von Mühen durch Abgabe von Räumen an Flüchtlinge, und sie bekommt vielleicht anderntags einen Brief von ihm, in dem es heißt: „Seit fünfzehn Wochen sind wir nicht aus der Uniform gekommen, was ein unzerstörtes Haus und ein Bett ist, wissen wir nicht mehr; wir liegen, auch nachts, auf freiem Feld, in die Erde gebuddelt; aber das schadet gar nichts; es ist etwas Wunderbares, diesen Vormarsch mitzuerleben, unsere „Stimmung“ ist bombenmäßig . . .“, unsere auch, darauf könnt Ihr Euch verlassen! Wir haben „Stimmung“ und wir halten sie und geben sie weiter. Auch wer keine Lieben im Feld hat, hat genau dieselbe Verpflichtung: jede echte deutsche Frau erlebt den Krieg als ureigenstes Schicksal mit, leidet um das Sterben bester deutscher Jugend und Männer, fühlt die große Verantwortung, ein Glied zu sein in der ganz festen Kette der Heimatfront, an der nichts locken werden, nichts abbrechen darf, wenn das Ganze nicht gefährdet werden soll. Wir evangelischen Frauen wollen diese Verantwortung ganz besonders stark fühlen, einander im Geist die Hand reichen und uns geloben: Stimmung? Ja! Eine ganz frohe, tapfere, zuversichtliche, hilfsbereite Stimmung, gegründet auf die festeste Gewißheit, daß Gott dem Mutigen hilft und er uns und unser Volk und Vaterland nicht verlassen noch verstoßen wird.“
Theodore Uz.

Das Wunder am Kreuz

Es ist kein Keller so tief, der Tod Christi leuchtet hinein, keine Dachkammer so hoch, der Tod Christi leuchtet hinauf. Über Palästen und Hütten, über Kronen und Armut steht wie eine Sonne, hinter Finsternissen leuchtend, das Kreuz Christi. Für alle, für alle Zeit, alle Geschlechter, alle Völker ist nur ein Heiland: Jesus Christus! Adolf Stöcker.

Zum Nachdenken

- Der Tod überlebt den letzten Menschen.
- Der Teufel ist alt, aber er altert nicht.
- Wen Gott flucht, den hat der Teufel gesegnet.
- Des Teufels Lehrlinge werden schnell Meister.
- Gottes Acker trägt viele Kreuze, aber keine Leiden.
- In Gottes Namen wird wohl getraut, aber nicht geschieden.
- Je höher das Gras, um so näher die Sense.
- Kein Sünder, vor dessen Tür Jesus nicht steht.
- Arm ist, wer den Tod wünscht, aber ärmer, wer ihn fürchtet.
- Wer aufwärts will, muß aufwärts blicken.
- Die Schlange wechselt wohl die Haut, aber nicht die Giftzähne.
- Es ist ein Unterschied, von Christo angeschienen oder von ihm erleuchtet zu sein.
- Lange ist nicht ewig, aber ewig ist lange.
- Wer aus Gottes Hand Gutes nimmt, ohne ihm zu danken, hat ihn bestohlen.
- Heulen, wenn ein Kind stirbt, dagegen lachen, wenn es sündigt, ist keine Elternliebe. Ernst Sikorski.

Beim Malerlehrling Gottes

Von Gerhard Füllkrug

Dieser schöne Bericht über einen Besuch beim alten Hans Thoma wurde mit freundlicher Genehmigung des Verlages Friedrich Vahm, Schwerin, dem Büchlein „Wanderer auf der Gottesstraße“ von Gerhard Füllkrug entnommen, das Ergebnisse aus dem Leben des Verfassers enthält. Preis 1,10 RM.

So hat Hans Thoma sich selbst genannt und das ist der Titel eines Buches von Hermann Vortisch, das sein Leben beschreibt. Einmal in meinem Leben durfte ich ihm begegnen, und diese Begegnung ist mir unergesslich. Während des Krieges hat Hans Thoma ein Bildchen geschaffen, das die deutsche Seele darstellen soll: Ein Kind spielt auf einer kleinen Gitarre und lauscht seinem Liedchen, harmlos sitzt es auf einer Schlange, die es anblickt. Wie in einem Häuschen ist es geborgen in einem durchsichtigen Kristall, der ganz und gar umrankt von Disteln ist. Thoma hat dazu ein Wort geprägt und Wort und Bild einem kleinen Bilderbuch mit deutschen Landschaften, als Motto vorangestellt — „Das Geheimnis“. In verborgener Bescheidenheit, der stillen Kraft gleich, die aus hartem Feisgestein Kristall bildet, wirkt die deutsche Seele fort und fort. Über dieses Bildchen hatte ich im Jahre 1917 eine kleine Schrift „Die deutsche Seele“ geschrieben und die Thomäische Zeichnung zu deuten gesucht. Das wurde für mich die Brücke zu Hans Thoma.

Vier Jahre später war ich in Karlsruhe, hatte mich bei ihm angemeldet und wurde von ihm empfangen. Auf einem Sofa saß und lag er, seine Schwester Agathe war bei ihm. Wir sprachen lange miteinander über die deutsche Seele, über den Weltkrieg und seine bösen Folgen und über das, was jetzt allein unserem deutschen Volke helfen könnte. Er glaubte fest an Christus, unseren Heiland und Erlöser. Ich konnte mich überzeugen, daß dieser Große auf dem Gebiete der Kunst, der ganz große deutsche Maler, der sich aus kleinen Verhältnissen und Anfängen, trotz vieler Mißgunst und Anfeindungen bis zum Akademiedirektor emporgearbeitet hatte und mit dem Titel Erzelenz ausgezeichnet war, doch ein treuer deutscher Mann, ein klüchtler, einfacher Mensch geblieben, ein innerlich frommer, gläubiger Christ geworden war. Vor dem Abschied bat ich ihn um ein Wort für mein Erinnerungsbuch. „Ach, zeichnen kann ich jetzt nichts mehr, aber ich will Ihnen etwas hineinschreiben. Meine Schwester wird Sie unterdessen durch die Zimmer führen und Ihnen die Bilder und Erinnerungen zeigen.“ Eine halbe Stunde dauerte dieser Rundgang. Da sahen wir seine Erinnerungen von seinem 70. und 80. Geburtstag, silberne und goldene Kränze, Diplome, Medaillen und viele große und kleine Bilder; den blauen Himmel mit weißen Wolken, Berge und Ströme, Ähren- und Blumenfelder, Geißer und Ritter, Köpfe und Kinder, ich konnte mich nicht satt sehen daran. Seine Schwester erklärte mir alles mit zärtlicher Liebe und großer Verehrung für ihren Bruder. Als wir an sein Ruhe-lage zurückkehrten hatte er mir die nachfolgenden Verse mit seiner Unterschrift aufgeschrieben. Bald nahm ich Abschied von dem großen Meister. Als ich mich an der Tür noch einmal umwandte, war es mir, als ob ich sein Selbstbildnis gewahrte, wie er dasah mit dem Pinsel in der Hand. Hinter einer Schulter stand das Skelett des Todes, hinter der anderen grüßte Amor. In der Ferne aber sieht man ins weite Land, auf ein friedliches Oberrhein. Er war ein schon vom Tode Gezeichneteter, aber seine große Liebe zu seinem Heimat-dorfe Bernau, zum schönsten Wiesental, zum deutschen Vaterland und zur deutschen Seele waren wach und lebendig. Ein großer Künstler und eine fromme Seele.

Thomas Verse aber lauten:

Weiches Herz und weicher Kopf,
ein braver Mann, ein guter Tropf —
Harter Kopf und hartes Herz —
bringt der Welt viel Kreuz und Schmerz.
Weicher Kopf, das Herz hart,
das ist schlimme, böse Art.
Harte Köpfe, die Herzen weich,
auf solchen ruhe das Deutsche Reich.
Klar die Köpfe, die Herzen rein,
solche sollen Gottes Reich einweihn.

Luthertum als Hort des Deutschtums

epd. Der Weltreisende Colin Ross hat einen längeren Aufenthalt in Australien in seinem Buch „Der unvollendete Kontinent“ geschildert und darin auch das Leben der deutschen Lutheraner in Australien behandelt. Die Ideen der Väter und Vorväter, die einstmal aus Deutschland auswanderten, seien unter den Deutsch-Australiern noch lebendig. Sicher seien diese alten Lutheraner ein wenig Querköpfe gewesen, aber man könne diesem Trotz doch die Bewunderung nicht versagen, mit dem sie lieber alles aufgaben, als daß sie von ihrem Glauben ließen. „Es müssen schon ganz besondere Kerle gewesen sein, diese alten Lutheraner! In offenen Booten fuhren sie aus ihrer schlesischen Heimat die Oder und Elbe hinunter bis nach Hamburg, von wo sie weiter nach Australien reisten. Das war im Jahre 1838. — Heute gehören die von den Deutschen besiedelten Teile Südaustraliens zu den entwickeltesten und fruchtbarsten. Trotz Krieg und Deutschenhete sitzen Entel der deutschen „Pilger-väter“ wieder in Regierung und Parlament Südaustraliens. Das ist um so bemerkenswerter, weil diese Deutsch-Australier ihr Deutschtum nie verleugnet haben. Ob sich das Deutschtum jedoch auch in Zukunft halten wird, ist eine andere Frage. Ich wage nicht, sie mit Ja zu beantworten. Wie ich schon sagte, das Deutschtum beruht hier rein auf der Religion. Noch sind auf dem Lande jeden Sonntag die Kirchen nicht nur voll Frauen, sondern auch voll reifer Männer! Aber die Jungen fehlen doch schon hier und da. Stirbt hier die alte Frömmigkeit, so bedeutet das das Ende des australischen Deutschtums!“

Aber einen Kirchgang in Australien schreibt Colin Ross: „Seit meinen Knabenjahren, seit den Sonntagen in der mecklenburgischen Dorfkirche habe ich nie mehr eine so geschlossene Gemeinde trotziger frommer Männer gesehen. Jedes Glaubensbekenntnis bedingt ja seine eigene Frömmigkeit. Die Verzückung einer römisch-katholischen Menge an einem hohen Kirchenfest ist ganz anders als die bei einer griechisch-katholischen. Und hier erst in Australien beim Ostergottesdienst im abgelagerten Bethanien bekam ich Verständnis für den besondern Geist des Luthertums, für den es kein Kompromiß gibt, der lieber Verbannung und Tod wählt, als die geringste Abänderung der altüberlieferten Glaubensformel. Ich kann von mir nicht behaupten, daß ich ein kirchlicher Mensch wäre, und meine geistliche Einstellung wehrt sich gegen jede Art von Orthodorie. Aber dieser Kirchgang in Bethanien hat doch manches in mir wieder zum Klingen gebracht, was ich längst vergessen glaubte. Jedenfalls glaube ich nicht, daß man das australische Deutschtum versteht, ohne seinen kirchlichen Grundzug zu beachten. Es ist der alte Luthertroz, der hier noch lebt, der so viel Freiheit in die Welt gebracht hat — und so viel Not und Tod!“

Wenn wir ihn nicht hätten

Was ist es, daß der Sohn Gottes mein Knecht wird und sich so sehr erniedrigt, daß er auch meinen Jammer und Sünde ja der ganzen Stadt Sünde und Tod auf seinen Hals nehmen und tragen sollte... Es kann's niemand begreifen, wir werden uns an der Liebe Gottes dort in seinem Leben ewig selig sehen. Luthert.

Wie einfach ist doch das größte Geschehen der Weltgeschichte, die Tat von Golgatha. Aber nur für den Glauben. Für den Verstand ist es das allerschwerste. Jedes Bemühen ist hier zwecklos. Walter Goss.

Ja, wenn wir den Heiland nicht hätten, dann wären wir alle arme Schächer. Bismarck.

Seitdem der aller dunkelste Weg, der je auf Erden beschritten ist, der Weg des Menschensohnes nach Golgatha, längst im allerhellsten Glanze der Liebe Gottes als ein Segensweg ohne gleichen strahlt, dürfen wir gewiß sein, daß unsere dunkelsten Wege auch wohl einmal im hellsten Lichte der Liebe Gottes strahlen werden.

Fr. v. Bodelschwingh.

Der Disziplinarhof der Deutschen Evangelischen Kirche

Der Leiter der Deutschen Evangelischen Kirchenkanzlei hat mit Zustimmung des Reichskirchenministers gemäß der vor einigen Monaten erlassenen Disziplinarordnung die Mitglieder des Disziplinarhofes der Deutschen Evangelischen Kirche ernannt. Zum Vorsitzenden wurde bestellt: Vizepräsident D. Hundt, zu Beisitzern: Oberkirchenrat Dr. Meyn (Berlin), Prälat Buder (Mfm), Dr. Kunz (Berlin), Pfarrer Gürtler (Berlin). Zu ersten Stellvertretern wurden bestellt: Vizepräsident Dr. Matthiesen (Kiel), Oberkonsistorialrat Evers (Berlin), Superintendent Lic. Irmer (Jossen), Professor Dr. Gerber (Leipzig), Oberkirchenrat Buschhoms (Berlin). Außerdem wurden die zweiten Stellvertreter und die in der Disziplinarordnung vorgesehenen Beamteneinsetzer bestellt.

Zugleich hat der Leiter der Deutschen Evangelischen Kirchenkanzlei die Mitglieder der Disziplinarhofkammer ernannt. Den Vorsitz führt Vizepräsident Dr. Krüke, Beisitzer sind Oberkonsistorialrat Dr. Gisevius und Dehmei. Stellvertreter sind Vizepräsident Dr. Meinzolt und Oberkonsistorialräte Gustavus und Dr. Krummacher.

Von den Wolhyniendeutschen

epd. Aus Berichten der mit ihren Gemeinden ins Reich heimgekehrten wolhyniendeutschen Pfarrer wird jetzt bekannt, welches Schreckenregiment die Polen in den Septembertagen auch unter den weit ab vom Kampfplatz wohnenden Volksdeutschen in Wolhynien ausgeübt haben. Nicht weniger als 2000 Volksdeutsche wurden verschleppt. Frauen und Mädchen mußten entweder mit oder wurden in örtlichen Gefängnissen festgehalten. 200 der Wolhyniendeutschen wurden in das berüchtigte Konzentrationslager Berezka Kartuska gebracht. Als nach 19 Tagen der Dual und der Marter, des Hungerns und Durstens die Befreiung kam, entschlossen sich 50, nicht mit den deutschen Soldaten nach Ostpreußen zu gehen, sondern in die Heimat zurückzukehren, um nach Frauen, Kindern und Verwandten Umschau zu halten. Langsam fand sich in den Kolonien wieder alles zusammen. Langsam lehrte nach dem Aushören der polnischen Willkürherrschaft unter russischer Oberhoheit Ruhe und Ordnung wieder ein. Wie in Galizien, saßen auch hier die Deutschen Tag und Nacht am Rundfunkgerät, um etwas über ihr Schicksal zu erfahren. Viel zu lange dauerte es ihnen, bis nach der ersten Rede des Führers Möhlers über die Vorbereitung der Umsiedlung bekannt wurde. Dann aber wollte auch keiner zurückbleiben. Mancherlei gab es zu bedenken und zu rüsten, auch für die Auflösung der Kirchen- und Schulgemeinden. Manchen Abschied galt es zu nehmen von Bethaus und Schule, an deren Bau die Männer selbst Hand mit angelegt hatten. Hier sammelten sich zum letzten Male die Gemeinden um die Bibel, die ihnen von den Vätern und Vorvätern her stets ein köstlicher Besitz war, ob sie nun, wie nach dem Weltkrieg nach Sibirien in die Verbannung wandern mußten oder jetzt heimkehren durften in ein neues zukunftsreiches Dasein im Schutze des Reiches.

Kurznachrichten

An Stelle von Pfarrer Lic. Uhl, der vom Domkapitel in eine Dompredigerstelle am Raumburger Dom berufen ist, übernahm Pfarrer Schreiner, Rairo, die Vertretung in der deutschen evangelischen Gemeinde in Budapest.

Zum ersten Vorsitzenden des Reichsverbandes für Kindergottesdienst und Sonntagsschule wurde an Stelle von D. Pierffig, der das Amt 30 Jahre inne hatte, Pfarrer Niemann, Bielefeld, gewählt.

Superintendent Geest, der langjährige Pfarrer an der Berliner Dreifaltigkeitskirche, unter dessen Kanzel auch Hindenburg oft zu sehen war, ist im Alter von 72 Jahren heimgegangen.

Wellingbüttel

Aus der Gemeinde

Am 21. April ist der Sonntag Kantate. Wir wollen ihn im Gottesdienst wieder als Singesonntag begehen.

Am **Himmelfahrtstag**, dem 2. Mai, findet im Anschluß an den Gottesdienst eine Abendmahlsfeier statt.

Jeden Sonntag um 11.30 Uhr ist **Kindergottesdienst**. Wir bitten die Eltern, ihre Kinder darauf hinzuweisen. Auch wenn diese längere Zeit gefehlt haben, sollen sie ruhig wiederkommen. Der Besuch des Kindergottesdienstes ist ebenso freiwillig wie der des Gottesdienstes für die Erwachsenen.

Am 17. März fand die **Konfirmation** statt. Ich hatte angeregt, daß Herr Pastor Scheuer seine Konfirmanden persönlich konfirmieren möchte. Leider konnte ihm kein Urlaub dazu bewilligt werden. Nur ein Grußwort, das er für seine Konfirmanden geschrieben hatte, konnte verlesen werden. Herr Pastor Scheuer steht jetzt als Unteroffizier an der Westfront.

Die Konfirmation konnte in der Kirche stattfinden, weil viele Konfirmandeneltern und einige Kirchenvertreter aus ihren Kohlenbeständen je 20 Pfund bis zu einem Zentner gespendet hatten, wodurch es möglich wurde, die Kirche zu heizen. Allen Spendern sei herzlich gedankt.

Inzwischen haben sich schon die meisten Konfirmanden für die Konfirmation zu Ostern 1941 bei mir angemeldet. Wie es noch nicht getan hatte, kann es nachholen. Taufschein und Geburtsurkunde sind mitzubringen. Vater oder Mutter werden gebeten, ihr Kind bei der Anmeldung zu begleiten.

Am 1. April kamen unsere **ABC-Schützen** zur Schule. Aus diesem Anlaß war wie in den Vorjahren ein Gottesdienst für die Eltern und die Kinder angesetzt. Die meisten

Schickt Eure Kinder zum Kindergottesdienst!

waren der Einladung dazu gefolgt, und so fand wieder eine Feier statt, die das wichtige Geschehen des Tages unter Gottes Wort und Segen stellte. Durch die Teilnahme der Kleinen erhält solche Feier ihr besonderes Gepräge.

Mit herzlichem Dank wird über folgende Gaben quittiert: Taufgeld von St. 10, von St. 10, Traudank von B. 5, von F. 10 und von W. 5 RM. Aus Anlaß einer Vererdigung von G. 10 RM.

Getauft sind Dorotea Mercedes Gloria Levens, Klaus Inge Heinrich Reife, Doris Marie Eleonore Höfner, Dieter Götsch, Manfred Beutel, Silke Annemarie Margarethe Hellrung, Dieter Klaus Kahle, Thomas Wellwik, Heinz Ernst Wohlenberg, Inge Heinrich Paul Eichhorf, Erwin Koch, Ursel Elsa Vogt, Werner Eggert, Antje Jahn, Hedda Krewer, Gerhard Manfred Schlie, Claus Peter Hildebrand Götsche, Irmafrau Sibert, Ursula Moos, Carlos Walthar, Erika Thea Stöterau, Manfred August Hermann Stülken, Renate Käthe Hunsicker, Gerhard Robert Erich Hunsicker, Jutta Hedewig Springmann, Antje Brandt, Peter Frand.

Getraut sind Otto Friedrich Wilhelm Gräuert und Gertrude Margarethe Ida Gundlach; Bernhard Christian Jürgen Siemon und Irmgard Karoline Mathilde Imelmann; Werner Benig Hatben und Erna Olga Minna Bohlmann; Bodo Steensbuch und Hedwig Frieda Margarethe Böttger; Karl Friedrich Nielsen und Elisabeth Hertha Poddington; Arthur Heinrich Stamer und Grete Dorotea Wöhlke; Otto Emil Willy Frand und Anni Johanna Krüger; Organist Otto Johann Neuthien und Organistin Ursula Niebabe.

Das Fest der **goldenen Hochzeit** begingen am 10. April Robert Karl Weislohn und Juliane, geb. Kostjowski.

Die Leiterin der Evangelischen **Frauenhilfe** ist fernmündlich unter 23 09 77 zu erreichen.

J. B. Pastor i. R. Voelk
Waldstraße 39, Fernspr. 59 54 85.



Gemeindeblatt

der

Lutherkirchengemeinde

Hamburg-Wellingbüttel

nr. Juni / Juli

Einer Frage des andern Laik! Vol. 6, 2

1940

Wir folgen ihm!

Jesus sah einen Menschen am Zoll sitzen und sprach zu ihm: folge mir! Und er stand auf und folgte ihm. (Matth. 9, 9)

In Athen ging vor einigen Jahrtausenden ein Mann am helllichten Tage mit einer brennenden Laterne über den Markt und leuchtete den Leuten ins Gesicht. Der Mann war Diogenes. Wie haben da die Straßenjungen wohl gelacht! Aber einige der weniger Oberflächlichen wurden doch nachdenklich, als der wunderliche Mann auf die Frage, was das zu bedeuten habe, antwortete: „Ich suche einen Menschen“.

So ging auch Jesus durchs Land und suchte Menschen. Er sieht auch heute auf die Menschenwelt und sucht die Menschen. Diogenes fand keine Menschen. Jesus sieht und findet überall Menschen, — in der ganzen Welt. Er hat eine bessere Laterne als die Diogenes. Sie leuchtet klarer, ja sie leuchtet hindurch, tief hinein in den Menschen. Diese Laterne ist die ewige Liebe. Hermann Döber hat in seinem „Ehrentuchlein“ ein feines Wort von der Liebe gesagt. Sie macht nicht blind, wie das Sprichwort irrend meint. Verliebtheit macht blind, Liebe nicht. „Tief sieht die Liebe und scharf. Sie sieht alle Schwächen des Geliebten.“ Darum kann sie auch Arzt sein. Diogenes konnte nicht Arzt sein, er konnte nur Menschenverächter werden. Darum mußte er auch seine Laterne entzündungsvoll wieder in den Winkel stellen.

Jesus konnte Arzt sein und kann Arzt sein für eine ganze Menschenwelt. Er findet auch da Menschen, wo andere blind sind für den Menschen. Die Pharisäer sahen nur einen Zöllner am Zoll sitzen. Sie konnten mit dem besten Willen keinen „Menschen“ entdecken. Sie verachteten die Zöllner, ihr menschliches Gefühl sträubt sich gegen sie. Jesus aber sah und fand den Menschen im Zöllner. Und wie scharf das Licht auch sein möchte, mit dem er die Menschen anleuchtete, wenn es hier auch keine Schlupfwinkel mehr gab und keine Mäste, hinter der sie das Theater ihrer Selbstsicherheit und Prahlerei und Selbstbegeisterung weiter spielen konnten, — es war doch auch etwas so Einladendes in diesem Dicht, etwas erstaunlich Befreiendes.

Es ist seitdem immer wieder so gewesen. Es ist ein Vorgang, der sich nun bald durch zwei Jahrtausende ständig

wiederholt hat und auch in unseren Tagen wiederholt: dieses, daß Jesus Menschen sieht mitten im Getriebe ihres Berufes und ihres Lebens und sie anleuchtet, — so anleuchtet, daß auch sie ganz genau wissen: jetzt sagt er mir, daß auch ich ihm folgen soll. Ja, es wiederholt sich immer wieder, daß der auferstandene, lebendige und ewige Jesus Christus einkehrt bei den Menschen, um bei ihnen zu Tische zu sitzen, d. h. um nunmehr in diesem Hause unsichtbarer und doch wirklicher Ehrengast zu sein, auf den nun alles sich einstellt und der überall mitgeht und dabei ist und so unser Leben immer mehr nach seinem Geiste gestaltet.

Jesus sucht Menschen. Er sieht auch die, die ferne von dannen sind, die sagen: ich bin noch nicht so weit, daß ich mich einen Christen nennen darf. Er sieht auch die, die fest sitzen in ihrem Leid oder ihrer Sorge oder irgendeiner Not. Ihre Gedanken sind so gefesselt daran, daß sie einfach nicht davon loskommen. Auch hier hat Jesus Vollmacht und Macht zu sagen: folge mir! — Und hören wir seine Stimme und tun, was er uns sagt, dann wird unser Weg ein Weg in die Freiheit sein.

Darum, du Gott der Gnaden,
du Vater aller Treu,
wend' allen Seelenschaden
und mach mich täglich neu;
gib, daß ich deinen Willen
gedenke zu erfüllen
und steh mir kräftig bei.

Georg Christensen.

Vom Christ sein

Es gibt zwei Arten von Christen: den Nachfolger Jesu, und dann die billigere Ausgabe davon, den Bewunderer Jesu.

Sören Kierkegaard.

Vieler Menschen Christentum hört immer da auf, wo das, was wirklich Christentum ist, anfängt: wenn Selbstüberwindung von ihnen gefordert wird.

Paul Conrad.

Christentum ist nicht ein Museum, das von Theologen abgestaubt wird. Christlicher Glaube ist der Glaube an den kommenden Christus!

W. Stählin.

Großer Gott, wir loben dich!

Die Kompanie war die ganze Nacht hindurch marschiert. Als der Morgen graute, lag die Zone des Todes und der Vernichtung hinter ihr. Die zerstampften grauen Felder an der Somme waren dem leichten Grün sanft geschwungener bewaldeter Hügel gewichen. Aus den Ackerbreiten stiegen trillernde Lerchen. Am blauen Himmel trieben friedliche weiße Wölkchen. Hinter blühenden Obstbäumen leuchteten die roten Ziegeldächer unversehrt, vom Kriege nicht berührter Dörfer. Wir marschierten müde und übermüdet und hielten voller Sehnsucht Ausschau nach dem Kirchturm des Dorfes, das uns zum Quartier bestimmt war. Der Vormittag verging, von kurzen Marschpausen unterbrochen, in denen wir am Straßenrand im hohen niedrigen Grafe lagen, nach den gelben und weißen und blauen Blumen griffen, die um uns blühten und mit schlaftrigen Sinnen dem auf- und abschwelgenden Summen der Bienen und all der anderen kleinen Insekten lauschten. Wir rückten am späten Nachmittag in das Dorf ein und marschierten geradewegs auf die Kirche los. Die Türflügel standen einladend offen. Ein dumpfer Geruch von altem Stroh und Leder schlug uns entgegen. Die Kirche diente seit langem als Massenquartier, die wenigen Häuser des Dorfes waren mit ständiger Einquartierung belegt. Wir sanken totmüde ins Stroh, schoben die Tornister unter den Kopf und waren im nächsten Augenblick fest eingeschlummert; wir wollten schlafen, nichts als schlafen!

Wie lange ich gelegen und geschlafen hatte, ich wußte es nicht. Ich erwachte von dem lauten Knarren der alten Holz-
treppe, die aus dem Kirchenraum zur Orgelempore hinauf-
führte. Ich fuhr empor. Die Kirchentüre stand weit offen. Die Morgensonne flimmerte hell auf dem Platz vor der Kirche, die Kirche selbst war in fahles Dämmerlicht getaucht, in paar Lampen verbreiteten gelben Schein. Die Kameraden ringsum lagen noch in tiefem Schlaf. Aber die Ver-
stärkung der Orgelempore beugte sich der Bekreite Hans Ulrich, er winkte mir lachend zu. Ich rappelte mich auf, strich das Stroh von Rock und Hose und sprang mit ein paar großen Sägen die ätzende Treppe hinauf. Hans Ulrich hatte vor der Orgel Platz genommen. Ich trat zu ihm. „Wir wollen sie wecken!“ flüsterte er mir zu, „wie es sich für den Sonntag Kantate gehört!“ Leise quollen die ersten Töne unter seinen Händen auf und zitterten durch die stille Kirche, die erfüllt war von den tiefen Atemzügen der schlummernden Kameraden und dem Rascheln des Strohs. Sachte flügelten sich die Töne zur Melodie, und plötzlich klang es brausend mit vollen Akkorden auf und häßte dröhnend wider von der hohen Wölbung des Kirchenschiffes: „Großer Gott, wir loben dich!“

Die Schläfer hoben von ihren Lagern auf. Sie rieben die Augen, sie blinzelten verwirrt in die helle Sonne, die jetzt in breiter Bahn zur Tür hereinquoll. Hier und da sah einer aufrecht und horchte verwundert auf das ungewöhnliche Klängen. „Herr, wir preisen deine Stärke“, spielte die Orgel. Da nahm ein heller Tenor dort unten im Stroh in einem Winkel unter der Orgelempore die Melodie auf: „Vor dir neigt die Erde sich und bewundert deine Werke“, sang der Kamerad, und ein halbes Duzend andere Stimmen fielen ein, alte und junge, hohe und tiefe. Und auf einmal tönte es machtvoll, getragen vom brausenden Klang der Orgel: „Wie du warst zu aller Zeit, so bleibst du in Ewigkeit!“

Sie sangen es, Strophe für Strophe, getreulich mit, geführt von der hellen Tenorstimme, die in sicherer Kenntnis des Textes über alle Störungen hinwegholf, bis zum letzten Vers. „Auf uns komme, Herr, dein Segen, deine Güte zeige sich allen der Verheißung wegen! Auf dich hoffen wir allein, laß uns nicht verloren sein!“ Wie sie es sangen, die Kameraden, die eben von den Schlachtfeldern der Somme kamen! So können nur Menschen singen, die dem Grauen des Todes getrost, die das Leben als wunderbares Geschenk des ewigen Schöpfers in dieser Stunde neu empfangen.

Als die Orgel erklang, herrschte andächtiges Schweigen. Leise schwang der Klang der Orgel in der stillen Kirche nach. Das Stroh raschelte und die tiefen Atemzüge der Männer wehten durch den Raum. Da saßen die Kameraden und schauten mit vorsonnen Augen in das goldene Licht der

Morgensonne. Wir stahlen uns über eine Hintertreppe hinauf ins Freie. Es war der Morgen des Sonntags Kantate im Kriegsjahre 1917.
Ernst Barz.

Anglikanische Propagandareisen

epd. Englands Bemühungen, auf dem Balkan Einfluß zu gewinnen, werden jetzt von der anglikanischen Kirche weitergeführt, nachdem es weder den Diplomaten noch den Männern der Wirtschaft gelungen ist, dort eine Front gegen das Großdeutsche Reich aufzurichten. Zu diesem Zweck be-
dient sich Chamberlain des Bischofs von Sibirien, Dr. Harald Burton, der gleichzeitig anglikanischer Bischof für Südosteuropa ist. Dr. Burton besetzte sich einen sehr wertvollen Gehilfen in der Person des „Vaters“ Douglas, der den Balkan ausgezehrt kennt und seit 1919 nicht weniger als fünfundzwanzigmal in Jugoslawien war. Beide Persönlichkeiten trafen zusammen mit dem Londoner Bischof Parsons in der Hauptstadt Jugoslawiens ein. Dabei er-
klärte Parsons in einer der üblichen Begrüßungsreden: „Dies sind schwere und dunkle Tage für Europa, aber wir glauben, daß danach das Licht kommen muß, die Tage des Friedens und des Fortschritts. Möge Gott nicht zulassen, daß die jugoslawische Bevölkerung in den Krieg gehe, und wenn sie geht, so bin ich überzeugt, daß der Heilige Georg ihnen helfen und Tag und Nacht auf dem Schlachtfelde mit ihnen sein wird und daß sie mit seiner Hilfe die Tore der Hölle zerstören.“

Hinter diesen geschwollenen Worten verbirgt sich natür-
lich mehr. Die wahren Hintergründe plauderte Douglas vor Vertretern der jugoslawischen Presse recht offenherzig aus. Zweck der Reise, so sagte er einem Bericht der D.M. zu-
folge, sei eine engere Verbindung zwischen der orthodoxen Kirche Jugoslawiens und dem Anglikanertum herzustellen. Von Politik werde dabei nicht gesprochen werden, meint Douglas, eine Vermutung unsichtig vorwegnehmend, die noch von niemand ausgesprochen ist. Um so deutlicher wird hier der politische Hintergrund dieser anglikanischen Pro-
pagandareise nach dem griechisch-orthodoxen Balkan, die offensichtlich darauf angelegt ist, den Südosten geistig in das Schlepptau der politisierenden Hochkirche zu bringen.

„Ich lese an Deiner Statt“

In einem Brief, den August Winnig an einen jungen Freund ins Feld schrieb, stehen die Worte: „Morgens, ehe ich die Arbeit beginne, schlage ich die Bibel auf und freue mich, wenn ich ohne zu suchen ein Wort finde, das eine Beziehung zu Dir und zu Deinem Kriegslieben hat. Ich lese es dann leise und tue es an Deiner Statt, weil Du es nicht tun wirst, lese ich in Deinem Namen.“ Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück, du
du bist bei mir, dein Steden und Stab tröstet mich.“ Heute früh las ich: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt. Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.“ Dabei fragte ich mich, ob Du wohl zuweilen aufblickst und dessen gedenkst, der uns führt und hält? Wie herzlich wünsche ich, daß Dir diese Quelle der Kraft nicht verschlossen bleibe! Glaube mir, daß Gott Kraft gibt dem, der ihm vertraut.“

Stellvertretendes Lesen der Heiligen Schrift! Wenn es mit vollem Ernst und aus gläubigem Herzen geschieht, so kann von ihm eine wunderbare und weitreichende Kraft ausgehen. Solches Lesen führt in die Zwiegespräche mit Gott über den, an dessen Statt man liest. Es hat etwas überaus Veruhigendes und Tröstliches für alle, die in Sorge um die Seele nahestehender Menschen sind. Zumeist hat es wenig Zweck, sie zu ermahnen und zu drängen, selbst die Bibel zur Hand zu nehmen und zu lesen. Aber — ihr Väter, ihr Mütter, ihr Frauen, lest für sie! Aber lest mit der ganzen Kraft des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung, der Geduld, zu der ihr nach dem Maße eures Glaubens nur fähig seid! Und laßt sie besonders eure Fürbitte fühlen, wo ihr, räumlich weit voneinander getrennt, nicht die Möglichkeit habt, in Worten Austausch zu pflegen. Solche „Stellvertretung“ liegt in der Linie dessen, was Jesus bei den Trägern des Wichtbrüchigen wahrnahm. Auch da war stellvertretender Glaube.

Wie entstand die englische „Geldherrschaft“?

Wie kommt es, daß gerade in England die Vertreter der Geldherrschaft (Plutokratie) sich bewußt zu den Christen rechnen? Merken sie nicht den trafen Gegensatz zwischen ihrem Tun und den Worten der Bibel? Oder wie können sie es wagen, ihre Machtansprüche und ihr mangelndes soziales Verhalten mit Worten der Schrift zu rechtfertigen? Die Antwort gibt uns ein Blick in die Kirchengeschichte Englands.

In anderen Ländern kam es zu einer gefährlichen Verbürgerlichung des Christentums wohl so, daß das bürgerliche Ruhebedürfnis sich seine Rechtfertigung aus dem Satz Luthers vom Seligwerden „allein durch den Glauben“ zu holen verstanden hat. Man glaubte an das Opfer Christi und machte sich daraus ein „Ruhepolster“ für seine Seele. — In England ist vor allem durch den Puritanismus das Christentum viel stärker auf das Handeln eingestellt gewesen. Puritanismus (Heiligungsbewegung) in weiterem Sinne nennt man die große, englische religiöse Revolution im 17. Jahrhundert, die der sittenstrengen, kriegerischen Cromwell zum Sieg geführt hat. Durch diese Bewegung ist auch das alttestamentliche Ernährungsbewußtsein in das englische Volk gekommen, wobei die Erwählung durch Gott als eine Berufung zur Weltherrschaft (England = „Gottes eigenes Land“) aufgefaßt wurde. (Im neutestamentlichen Sinn bedeutet die Erwählung, wie wir wissen, eine Berufung zu Dienst und Opfer im Sinne des Kreuzes Christi). — Diese Erwählung durch Gott mußte man durch „gute Werke“ bestätigen. Gott aber bestätigte dafür seinerseits die guten Werke durch den Segen, den er darauf legte. Diesen Segen aber stellte man vielfach — wieder im alttestamentlichen Sinne — an dem irdischen Erfolg seines sittenstrengen Lebens fest.

Wenn solche Gedanken nun von ihrer religiösen Wurzel losgerissen werden, vor allem in einem Volk, das immer mehr ein Kaufmannsvolk wurde, so kommt es dahin, daß als des „Pudels Kern“ schließlich erscheint: „Wer geschäftlich Erfolg hat, beweist, daß er der Gnade Gottes fähig sein darf, denn ohne Mäßigkeit, also gute Werke, würde der Erfolg ausbleiben.“ (H. E. Friedrich). — Lebe darum anspruchslos und streng, wie es einem Christen geziemt, aber sei rastlos im Schaffen und miß den Segen Gottes an dem Strom des Geldes, der in deine Hand fließt! Verständlich ist, daß es dadurch allmählich zum guten Christen zu gehören schien, daß er „Geld machte“. Schon der berühmte puritanische Prediger Baxter sagte: „Wenn Gott auch einen Weg zeigt, auf dem ihr ohne Schaden für eure Seele . . . mehr verdienen könnt als auf einem anderen Weg, und ihr dieses zurückweist und den minder gewinnbringenden Weg verfolgt, dann kreuzt ihr einen der Zwecke eurer Berufung. Ihr weigert euch, Gottes Verwalter zu sein . . . Nicht für Zwecke der Fleischlust und Sünde, wohl aber für Gott dürft ihr arbeiten, um reich zu sein.“ John Wesley sagt: „Wir müssen alle Christen ermahnen zu gewinnen, was sie können, und zu sparen, was sie können, d. h. im Ergebnis: Reich zu werden!“ — So wird durch ein frommes Leben der Besitz größer. Je größer er aber wird, desto schwerer wird — wenn die asketische Lebensstimmung die Probe besteht — das Gefühl der Verantwortung dafür, ihn zu Gottes Ruhm ungeschmälert zu erhalten und durch rastlose Arbeit zu vermehren. (Max Weber.) So wurde also eine „Christlichkeit“ geschaffen, die gekennzeichnet war durch Sparsamkeit, Härte im Geldverkehr, asketische Frömmigkeit und großes Selbstbewußtsein.

Daß sich so etwas bitter rächen muß, ist klar. Gott läßt sich ja nicht spotten. Das reiche christliche England ist nicht fähig zur Lösung der sozialen Frage. Es muß blindwütend sein Geld verteidigen, anstatt im Sinne Christi im eigenen Hause Ordnung zu schaffen. Wie sehr es dabei die christliche Masse verliert, ist erschreckend, aber auch heilsam für die ganze Welt.

Wir wollen als Christen nicht über Mitchristen zu Gericht sitzen, zum Pharisäismus haben wir keinen Anlaß und kein Recht. Aber wir wollen auch nicht dulden, daß die englische Geldherrschaft sich als die einzig bevollmächtigte Verteidiger des neutestamentlichen Christentums aufspicien. Dazu haben sie noch weniger Recht! Ihr Angriff auf Deutschland ist wesentlich veranlaßt nicht durch die Sorge um das Christen-

tum, sondern durch Angst um die Weltherrschaft ihres Geldes, das sie als den Segen Gottes in bescheidenem Stolz in ihren Tresoren bergen, bzw. aus Sorge und Angst jetzt nach Amerika verfrachtet haben, was ja gewiß nicht im Sinne Jesu Christi ist!

Daß Luther anders über die Frage des Geldes gedacht und gelehrt hat als diese englischen Puritaner, ist uns ja bekannt. Für ihn war Gottes Segen ein innerer Gewinn, nämlich ein starker Glaube, der sich gerade darin bewies, daß man innerlich frei von Mamon war. Luther selbst war gar nicht sehr sparsam veranlagt, er hat dadurch manchen Krieg mit seinem „Herrn Käthe“ gehabt. Er meinte, wir sollten unseren gottgegebenen Beruf ausüben im Dienst der sich aufopfernden Nächstenliebe und sich begnügen, wenn man darin seine „ziemliche Nahrung“ gewinne. Wenn Gott irgendeinen „Esel“ von Menschen gar nichts Besseres geben könnte, dann „gäbe er ihm einen Sack voll Geld“.

Pastor Reinhard Herdiekerhoff.

„Eine Mauer um ihn bauer!“

Ein Wort an die Frauen und Mütter

Jetzt ist die große Stunde gekommen, in der unsere Soldaten zum letzten Entscheidungskampf angetreten sind, die Stunde, die letzten Einsatz von ihnen fordert: Lebens Einsatz und, wenn notwendig, Lebenshingabe. Wer kann ermessen, was das für Frauen und Mütter bedeutet? Jetzt ist die Liebe doppelt groß geworden, und immer wieder breitet sie ihre Flügel aus und umgibt die Lieben draußen mit sorgenden Gedanken.

„Eine Mauer um ihn bauer!“, so fleht dein Herz täglich zu Gott. Jetzt willst du deine Liebe geben mehr als je, und mit deinem Herzen möchtest du sein Leben schützen. Nun sollen deine Gebete wie eine Mauer um ihn sein. Welch ein Trost ist es für dich, von dem Herrn und Gott zu wissen, der allezeit bei uns ist und bei denen in der Ferne. Er steht jetzt auch an deiner Statt bei ihm. Unsichtbar und doch spürbar waltet er um deinen Mann und Sohn und läßt ihn nicht allein. Es fehlt ihm nicht an Kraft und Mitteln, zu bewahren und zu erretten. Wie viele haben das im letzten Krieg erlebt — und auch in diesem!

Du weißt es aber, daß ein solcher Kampf trotz aller bewahrenden Güte Gottes seine Opfer fordert. Wer das Leben seines Volkes mit der Waffe schützt, muß auch zum letzten Opfer bereit sein. In dieser Bereitschaft liegt letzter Adel Frau und Mutter! Du mußt deinen Willen bergen in den Willen Gottes! Er kann auch das schwerste Leid dir zum Segen wandeln. Dem geliebten Menschen kann im Zerbrechen der Welt nichts anderes geschehen, als in die Hände des lebendigen, gnädigen Gottes zu fallen. Er steht neben dem sterbenden Soldaten. Er kann noch mehr als du. Er kann aufheben und retten zum ewigen Leben.

Darum, mach auch du, liebe Frau und Mutter, mit dem gekreuzigten Herrn einen neuen Bund! Erlebe es neu in deinem Herzen, daß uns nichts scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist. Du wirst dann hinaus schauen lernen über diesen Tag zu den letzten Zielen Gottes. Dort ist alles gut. Wenn dir das Große groß und das Kleine klein geworden, wird zu dir etwas von der Kraft jener Mutter kommen, die im großen Kriege nicht um die Gejurdheit und Heimkehr ihrer vier Söhne gebetet hat, sondern um das Eine, daß ihnen in Kampf und Streit und Tod geschenkt sei, ein tapferes und erntes Herz. Du darfst um die Heimkehr bitten, aber es gibt noch Höheres als dies! Sei würdig der Größe des Lebens und Sterbens, die im Glauben in vielen jungen Herzen sich offenbart! — Darum laß dich aufrufen aus allem Sinnen und Grübeln, das deine Kraft verzehrt, zu einem fröhlichen Einsatz im Dienst der Liebe am Leben. Wieviel alte und wieviel neue Aufgaben stehen vor deinem Auge auf! Faß sie freudig und mutig an! Gott will es von dir. Weibe dabei nicht in dem engen Lebenskreis deiner Familie stecken, schau hinüber zur Nachbarschaft, sieh die Aufgaben und Pflichten, die dein Volk dir heute weist. Die Liebe, die man anderen schenkt, ist die beste Arznei für das eigene Herz. Dein Soldat steht im Dienst am Leben seines Volkes sein Leben ein — sei du in der Heimat seiner wert!

Was ich der Front schuldig bin

Jetzt ist Krieg. Ich darf, ich muß teilhaben an dem großen Kampf meines Volkes! Nicht fremde Leute, nicht irgendwelche Soldaten kämpfen für Deutschland — meine Väter, die Mütter, Söhne meines Volkes stehen an der Front und setzen ihr Leben ein! Die Feinde kämpfen mit fremden Soldaten für ihr Geld. Deutsche Söhne, deutsche Väter kämpfen für das liebe deutsche Land, die deutsche Ehre! Ich höre täglich von ihren Heldentaten. Gott hat ihnen diesen heiligen Opfermut geschenkt. Ich bin ihnen verpflichtet, ich bin meinem deutschen Volk verpflichtet, es ist meine Pflicht vor Gott, jetzt auch mit dem Einsatz meiner ganzen Person an diesem Kampf teilzunehmen! Gottes Wort sagt: Wenn ein Glied leidet, leiden alle Glieder! Ist ein Glied herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit (Römer 12, 26). Ich kann auch sagen: Kämpft ein Glied, so kämpfen alle Glieder. Der ganze Leib kämpft! So tue ich gehorsam, treu, gewissenhaft meine Pflicht!

Ich erfülle meinen Beruf, fleißig, genau! Ich tue darüber hinaus, was ich kann.

Ich opfere, ich gebe, was ich nur irgend geben und opfern kann. Ich will mich nicht vergeblich rufen lassen!

Ich schränke mich gern ein. Ich verzichte auf allerlei Unnehmlichkeiten, wortlos und mache nicht viel Redens davon.

Ich weise Märgler zurecht. Ich bin vorsichtig in meinem Sprechen, gegen Fremde auf Reisen schweigsam. Ich frage unsere Soldaten nicht neugierig aus.

Es ist mir ein Anliegen, vorbildlich zu wirken.

Ich bete für den Führer! Ich bete für mein Volk! Ich bete für unsere Soldaten! Ich bete zu dem großen Lenker der Schlachten dort oben, daß Gott unserm Volk den Sieg geben möge!

W. Herbst.

Der Anfänger einer neuen Ära

epd. Graf Reventlow, der bekannte Herausgeber des „Reichswort“, hat auf die Frage eines Lesers, warum er, „ohne einem der christlichen Bekenntnisse anzugehören, an der Art der Beziehung zwischen Jesus und dem Judentum ein so starkes Interesse nehme“, in einem längeren Aufsatz geantwortet. „Läßt man“, so schreibt er, „den Hinblick auf den eigenen religiösen Standpunkt ganz beiseite, so zeigt sich für jeden, der einigermaßen unterrichtet ist, die Persönlichkeit des Menschen Jesus in einer bis zur heutigen Gegenwart noch nicht abnehmbaren Größe, Bedeutung und — um dieses Wort zu wählen — Tragweite. Die ganz wenigen Jahre der Lebensstätigkeit Jesu haben den Beginn einer neuen Ära gebildet, von der kaum ein einziges Volk der Oberfläche nicht irgendwie ergriffen oder berührt worden ist, teils im positiven, teils im negativen Sinn. Diese Tatsache ist weltgeschichtlich. Sie ist zugleich auch eine Wirklichkeitslebenbigkeit der Gegenwart. Auch hieran ändert nichts die Meinung, die Befürchtung oder die Hoffnung, daß die Menschen der Erdoberfläche nunmehr vor dem Ende, dem Abklingen dieser beinahe 2000jährigen Periode ständen. Wie tief eingreifend in die gesamten Lebensgebiete, die innerlichen wie die äußeren, der europäischen Menschen und Völker diese Periode gewesen ist, brauchen wir nicht zu erörtern... Kurz, die Weltbedeutung der Persönlichkeit Jesu, ob diese nun als unmittelbare göttliche Offenbarung aufgefaßt wird oder nicht, ist nun einmal da und ohne Beispiel. Zweifel an der geschichtlichen Existenz der Persönlichkeit Jesu sind ersthaft nicht mehr möglich. Ganz abgesehen davon, daß es auch den fündigsten Märgern aller Jahrhunderte nicht möglich ist, gerade diese Persönlichkeit als unpersonlichen Gedankenausschlag seiner Zeit, als einen neuen Homunkulus glaubhaft zu machen.“

Kurznachrichten

Wie in anderen Kirchengebieten wird auch in den Posener Gemeinden jetzt regelmäßig ein Tag der Inneren Mission begangen werden. In diesem Jahr fand er am Sonntag Rogate statt.

Gegen die Aufnahme diplomatischer Beziehungen der Vereinigten Staaten mit dem Vatikan und gegen die Entsendung eines Vertreters des Präsidenten Roosevelt nach Rom haben jetzt auch 59 methodistische Bischöfe der USA protestiert. Sie fordern, daß die Vereinigten Staaten sich unbedingt aus dem Krieg heraushalten sollten.

Die festliche Aufführung der Bachschen Johannes-Passion durch den Kronstädter Bachchor in Siebenbürgen wurde vom Rumänischen Rundfunk übertragen. Ein weiteres Zeugnis für die Sendung der Bachschen Musik außerhalb der Reichsgrenze.

Wellingsbüttel

Aus der Gemeinde

In den letzten Monaten sind auf dem Felde der Ehre für Führer und Volk gefallen die Gemeindeglieder Ingenieur Walter Eckermann, Weilshofer Weg, und Ortsgruppenleiter Senatsrat Emil Kaiser. Eckermann war leitender Ingenieur auf einem Flugzeugmotor, Kaiser Soldat in einem Infanterieregiment. Mit seinem höchsten politischen Beamten hat Wellingsbüttel unsagbar viel verloren, die Teilnahme, ja der Schmerz über seinen Verlust ist allgemein. Ihn bewegten noch viele Aufbaupläne für den Ort, besonders auch auf kulturellem Gebiet, und er wäre der Mann gewesen, sie durchzuführen. Wohl war er vom Heeresdienst für seinen Vorkrieg in der Heimatfront reklamiert, aber man hielt es für untypisch, gerade ihn, den alten Parteigenossen, aus dem Felde zu entlassen. So hat er seine Ideale mit dem Tod bezeugt.

Der Konfirmandenunterricht hat begonnen. 60 Kinder nehmen an ihm teil. Sonntag, den 26. Mai, wurden sie in den Gottesdienst eingeführt.

Am 9. Juni hält der Hauptverein des Ewangelischen Bundes in Hamburg sein Sommerfest in der Lutherkirche.

In Tauf- und Trauung habe ich erhalten von W. und J. 3 RM. und von B. 10 RM. Herzlichen Dank. Die Beträge werden für die Gemeindepflege und zur Anschaffung von Büchern verwendet.

Unsere Organistin Frau Ursula Meuthin (Tel. 23 22 38) bittet mit folgenden Worten um Mitwirkung beim Singen in der Kirche:

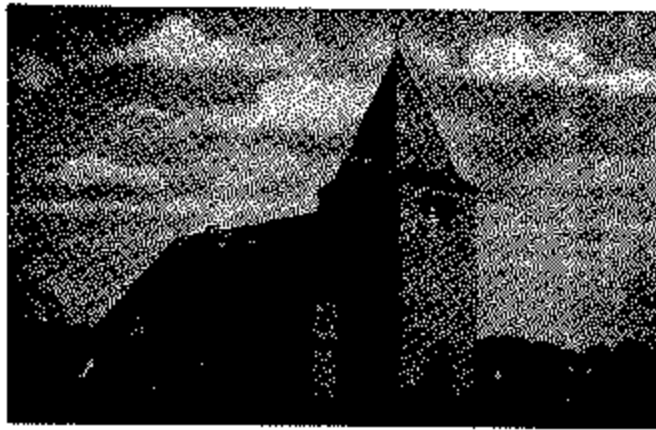
Ein neues Singen möchte sich auch in unserer Kirche verwirklichen. Immer erhielt das Singen in Zeiten großer Bewegungen einen neuen Anstoß und Inhalt; so zeigt sich auch heute ein starkes Verlangen nach einem neuen Lied, einem neuen Singen aus einem neuen Erleben heraus. Auch das Lied der Reformation, obwohl vor 400 Jahren entstanden, ist doch nicht ein altes Lied; es ist heute noch neu und zeitgemäß wie nie zuvor; denn es ist das Lied der kämpfenden und siegenden Kirche; es hat unserer Zeit zu sagen. Der Kirchenchor stellt dies Lied heute lebendig in unsere Gegenwart; er singt es, daß es von den Gemeinden wieder als lebendiger Besitz ergriffen wird. Doch wir brauchen viele vom Lied ergriffene Helfer, damit das Lied seine großen Aufgaben erfüllen kann! Im kirchlichen Gemeindeleben hat der Kirchenchor einen nicht geringen Dienst; dann und wann am Sonntagmorgen im Gottesdienst (bei besonderem Anlaß); in Kirchenmusik; Mitwirkung bei Gemeindeveranstaltungen, Amtsfestern usw. — An alle Gemeindeglieder, vor allem junge Mädchen und Frauen, ergoht nun die ebenso herzliche wie dringende Bitte: singt mit in eurem Gemeinde-Kirchenchor! Werbt für ihn! Steht nicht länger abseits! Wir singen jeden Freitagabend von 20 bis 21 Uhr in der Kirche. Jeder trägt ein Stück Verantwortung um den rechten Dienst an der Kirchenmusik seiner Kirche. Kommt! Hest! Treut euch mit!

Die Leiterin der Ewangelischen Frauenhilfe, Frau M. Lührs, ist fernmündlich unter 23 09 77 zu erreichen.

Pastor Scheuer ist Unteroffizier in einem Pionierbataillon und befindet sich zur Zeit an der Westfront.

Wellingsbüttel, den 7. Juni 1940.

Pastor i. R. Boock, Waldstr. 39, Tel. 59 54 85.



Gemeindeblatt

der

Lutherkirchengemeinde

Hamburg-Wellingsbüttel

230

Aug./Sept. | Lobe den Herrn und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat | Psalm 103, 2 | 1940

Durch Gottes Macht

Jesus spricht: Ihr seid das Salz der Erde.
Ihr seid das Licht der Welt. (Matth. 5, 13)

Die Jünger Jesu wären wohl nicht selbst darauf gekommen, das von sich zu sagen. Es wäre eine unerhörte Annahme gewesen. Ich kann mir auch nicht denken, daß einer von denen, die diese Zeilen lesen, auf den Gedanken käme, sich selbst ein solches Zeugnis auszustellen. Aber irgend etwas muß ja wohl an diesem Worte dran sein. Denn Jesus redete nie ins Blaue hinein.

Eines hat er nicht gesagt. Er hat nicht gesagt: ihr sollt Salz sein, ihr sollt euch mühen, das Licht zu sein. Dann hätte er ihnen ja bloße Moral gepredigt. Sondern er sagt, daß sie Salz und Licht sind, also daß sie durch ihr Dasein solche Wirkungen ausüben wie Salz und Licht. Es komme z. B. durch das Salz etwas Neues und Fremdes und anderes hinein in die Masse, zu der es gehören soll. — Es entsteht nicht aus ihr selber.

Jesus will sagen, wer zu ihm gehört und sein eigen ist, dem wird etwas anders als das Übliche. Und wo es richtig geht, da wird es so sein, daß die Menschen diese andersartige Haltung nicht als die prächtige Haltung eines prächtigen Menschen ansehen, sondern sie sagen: diese Haltung hängt mit seinem Gottesglauben zusammen; die hat er nicht aus sich selber. „Sie werden eure guten Werke sehen und eure Vater im Himmel preisen“, sagt Jesus. Sie werden also Gott die Ehre geben und ihm die Wirkung zuschreiben, weil sie ganz genau wissen, daß man solche Haltung nicht durch menschliche Morallehren gewinnt.

Der Theologe Dr. H... mühte sich lange, seinen Bruder für Christus zu gewinnen. Immer wieder versuchte er der Dolmetscher Gottes zu sein. Er führte alle nur denkbaren überzeugenden Gründe für Christus an. Aber völlig vergebens. Er konnte es dem Bruder nicht so sagen, daß der es verstand. Als sie eines Tages wieder über diese Glaubensdinge miteinander sprachen, wurde Dr. H... so heftig gegen seinen Bruder, daß dieser lächelnd meinte, auf diese Weise könne man den Leuten den Glauben an das Christentum nicht bei bringen. Dr. H... fühlte sich sehr gedemütigt. Die ganze Nacht quälte er sich damit ab, daß Gott ihn nun nicht mehr als Dolmetscher werden brauchen können. Früh am nächsten Morgen ging er zu seinem Bruder und bat ihn um Verzeihung. Er habe durch sein Benehmen die Sache Gottes verraten. Der Bruder hörte ihn ganz erstaunt an. Diese Selbstdemütigung erschütterte ihn. Er sagte sich: mein Bruder hat doch etwas, das mir ganz fremd ist. Ich könnte

mich einem anderen gegenüber wegen einer solchen Vagartelle nicht demütigen. Ich muß mich jetzt aber doch etwas genauer mit dem christlichen Glauben beschäftigen, der einem Menschen die Kraft gibt, den eigenen stolzen Sinn zu überwinden. — Er ist dann später zum Glauben gekommen. Aber hier bekam er den Stoß, der die Wertschätzung. Als sein Bruder, Dr. H... es am allerwenigsten dachte, war er tatsächlich Salz für ihn, — das Fremde, das andere, das von Gott kommt, war ihm begegnet. Wie hätte H. von sich selbst zu sagen gewagt, daß er „Salz“ sei. Aber er war es, weil er sich durch Christi Geist leiten ließ.

Und das Licht? —

Wir lassen uns in das Innere eines Hauses führen. — Es ist dunkel geworden. Alles sitzt beisammen, sie hören und fühlen einander, aber sie sehen einander nicht. Und nun zündet die Hausmutter das Licht an. Da sehen sich alle an und lächeln einander zu. Nun ist es ganz anders in dem Raum. Dies eine Licht leuchtet allen. Sie haben alle ihre verschiedene Beschäftigung, aber das Licht dient ihnen allen gleicherweise. Die Mutter hat es ja nicht für sich behalten. Sie hat sich nicht damit in eine Ecke zurückgezogen und ein Holzmaß davor gestellt, um es allein zu genießen, — sie hat es auf den Leuchter gestellt. — Wer Christ ist, kann sich nicht mit seinem Christentum in eine Ecke begeben, um es dort zu genießen. Er kann es nicht irgendwo liegen haben, um es in stillen Stunden sinnend zu betrachten. Es wird und muß sich in seinem ganzen Leben zeigen, ob er es hat oder nicht.

Christus sagt: „Ihr, meine Jünger, seid das Licht der Welt.“ Wir aber können ihm nur antworten: Herr, mach du uns fähig, dein Licht weiterzugeben. Laß dein Licht uns so hell durchleuchten, daß wir des Lichtes Kinder seien!

Georg Christianen.

Hilf, daß ich rede stets,
Womit ich kann bestehen;
Laß kein unnützlich Wort
Aus meinem Munde gehen,
Und wenn in meinem Amt
Ich reden soll und muß,
So gib den Worten Kraft
Und Nachdruck ohn Verdruß.

Johann Hermann.

Gesammelte Kraft

Verschiedenerlei Kraftströme haben zusammengewirkt, wenn ein Volk wie das deutsche in seinem Bestand bedroht wird. Gott hat den Völkern „Siel gesetzt und zuvor versehen, wie lange und wie weit sie wohnen sollen“ (Apostel 17, 26). Die Geschichte eines Volkes soll dazu dienen, ihm seine Schranken, aber auch seinen Reichtum zum Bewußtsein zu bringen. Es ist kein Zweifel, daß unser Volk die Gabe Gottes, die in seiner Eigenart und in seinen hohen Möglichkeiten liegt, nicht immer gebührend erkannt und vor allem nicht hinreichend dafür gedankt hat. Wie hätte es sonst geschehen können, daß das deutsche Volkstum in seiner Geschichte so oft als Völkerdämon für andere Volkstumskräfte und völkertumsfeindliche Zwecke gedient hat? Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß der Deutsche so oft dem fremd-brüderlichen Schwachling erlegen ist und mit Herz und Hand fremden Interessen dienstbar wurde, während er für den Volksgenossen nicht das klare Auge und warme Herz hatte? Mit welcher Leidenschaftlichkeit bekämpfte oft der Deutsche den Deutschen zur Freude und zum Gewinn seiner Feinde! So gingen große Teile des deutschen Volkstums dem Deutschen Reich verloren.

In dem allen steckt nicht nur ein politisches Problem, sondern ganz besonders auch ein religiöses. Dem Deutschen fehlt der Dank gegen Gott für sein eigenes Volk. „Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk“. Dieses Wort von Felix Dahn war niemals in der Vergangenheit bei uns Allgemeingut, sondern nur jeweils der Besitz einer Minderheit. Die Selbstverliebtheit anderer Völker, die bis zur Selbstverblendung geht, wie bei den Franzosen und Engländern, ist gewiß kein Vorbild, aber die Blindheit für das Gottesgeschenk unseres großen und reichen Volkstums war nicht nur ein politischer Mangel, sie war auch eine Sünde gegen Gott. Wie staunt das deutsche Volk immer wieder aufs neue, wenn es in dem gewaltigen Gelingen, daß ihm unter einer genialen Führung geschenkt wird, plötzlich seiner selbst ansichtig wird. In solchen Tagen, wie wir sie in diesen neun Monaten auf den Schlachtfeldern im Osten und Westen erlebt haben, in den Höchstleistungen unserer Wissenschaft, Technik, Arbeit, Organisation usw. feiert dann das deutsche Volk überraschte Selbstbegegnung. Wie jubelt es da im Herzen voll Dank für unsere deutschen Männer und Frauen. Aber dieser Jubel muß zum Dank werden gegen Gott, der so außerordentliche Gaben in unser Volk gelegt hat. Wie hat man sich oft durch kleine Dinge und Stimmungen den vollen Dank gegen Gott verkümmern lassen! Das soll die rechte Buße sein für alle Sünden der Blindheit und Danklosigkeit in der Vergangenheit, daß wir in der gegenwärtigen entscheidenden Weltstunde unserem Schöpfer zeigen, daß er die besonderen Gaben, die er in so verschwenderischer Fülle in unser Volkstum gelegt hat, nicht an Undankbare vergeudet, sondern beglückten Empfängern anvertraut hat, die sich diese Gaben zu Aufgaben werden lassen dürfen und der Welt ein Beispiel geben des tätigen frommen Gehorsams gegen die Forderungen eines in solcher Gestalt nicht mehr wiederkommenden entscheidenden Geschichtstages.

Diese tätige Reue sei einer der Kraftströme, — und er ist gewiß nicht der kleinste, der einmündet in die gesammelte Kraft des deutschen Volkes in dem ihm aufgezwungenen Kampf um sein Leben. Hans Pförtner.

„Eigentlich sollte man —“

Wie oft sagen wir fol

„Eigentlich sollte man viel weniger an dem bißchen Geld hängen.“ „Man sollte eigentlich sich viel weniger um das kümmern, was die Leute sagen.“ „Man sollte eigentlich die Zeit weit besser ausnützen.“ „Man sollte eigentlich nicht soviel streiten, sondern zusammenarbeiten und voneinander lernen.“

„Man sollte eigentlich“ — soviel Wörter, soviel Fehlerquellen!

„Eigentlich“ sollte man. Also zwei unzusammenhängende, geschiedene Welten: die Welt des Eigentlichen,

des Sollenden, der göttlichen Forderung und daneben, völlig von ihr getrennt, die Welt des Seienden, des tatsächlichen alltäglichen Lebens. Diese Welt ist wie eine kleine feierliche Hauskapelle, aus der von Zeit zu Zeit wie verlorenere Töne aus einer ewigen Welt höher Orgelton und erster Berichtsposaunenchor dringt; man betritt sie ab und zu einmal und läßt sich die Seele von ihrer ersten Stimmung berühren — aber dann nehmen uns die lauten und wirren Stimmen von draußen wieder gefangen; wir treten hinaus, schließen wehmütig zu und nun stehen drinnen die Ideale wie alte Heiligenbilder abgesperrt und verstaubt. Das Eigentliche, wahrhaft Wirkliche und ewig Wertvolle wird anerkannt, aber es hat keinen maßgebenden Einfluß auf den Alltag. Solche eingefärbte Ideale sind wertlos; alle schönen Worte, alle wehmütigen, reuig klingenden Selbstanklagen helfen darüber nicht hinweg.

Eigentlich „sollte“ man. Man „sollte“. Das Wort schwebt und flattert kraftlos im Wind. Es ist die Redeweise der Unentschlossenheit, der Halbheit. Es ist Ja und Nein zugleich, Anerkennung und Ungehorsam, Zustimmung und Flucht in einem. Es ist die Schwäche und die innere Feigheit, die den großen Entschluß immer wieder hinaus und von sich wegschiebt, weil er dem lieben Ich ins Fleisch schneidet und weh tut. Es klingt so fromm und ist doch bloß eine armelige Abschlagszahlung an den hohen Gesetzgeber, der mit Worten abgepeißt wird, während im Leben alles beim Alten bleibt. „Da hast du ein paar schön Worte, nun laß mich in Ruh.“ Aber das Soll ist ein unerbittlich und eiferlütig Ding: wo man soll, da „sollte“ man nicht bloß, sonst wird das Leben zur Lüge.

„Man“ sollte eigentlich. „Man“ — wer ist das? Das ist der Herr Jedermann und eben deswegen der Herr Niemand. „Man“ — das ist der, der den Entschluß und die frische Tat immer dem Nächsten zuschiebt und der, der immer auf den Andern wartet. Man — das ist der Todfeind des „Ich“, der Schutzpatron aller geistigen Drückberger. Man sollte die Kirche eigentlich reformieren — so sagten viele vor und neben Luther, aber besser wurde es erst, als der eine Mann aufstand, seinem Gewissen gehorjam, und Schritt für Schritt sich zu dem klaren Weg leiten ließ: in Gottes Namen denn, ich soll, ich muß, ich will.

Und in der andern Wirklichkeit, in der wir stehen, in der Welt der politischen Geschichte, haben wir's nicht bis zum Überdruß erlebt: dieses „man sollte“ — in Wahlreden, Parteiprogrammen, Zeitungsartikeln, Jahrzehnte und aber Jahrzehnte umsonst, und sind wir dann nicht staunenden Auges Zeugen dessen gewesen. — Sind es bis zur Stunde immer neu —, was e i n e r vermag, der dem „eigentlich“ und dem „man“ und dem „sollte“ Krieg ansagt bis aufs Messer und anstelle davon die Hand erhebt und spricht: ich tu's!

So kann es auch in den Aufgaben, die diese Zeit uns stellt, in den Opfern, die sie von uns fordert, um ein bekanntes Wort zu gebrauchen, nur gut werden durch die Gärten, das heißt: durch die einzelnen, die die Kraft finden, dem „man sollte eigentlich“ den Abschied zu geben und dafür zu sagen: „Herr, ich will, hilf meinem Nichtwollen!“ F.

„Sie gaben ihr Größtes...“

Die Todesanzeigen in den Zeitungen bestehen aus zwei Gruppen: aus den „gewöhnlichen“ und aus solchen, die ein Eisernes Kreuz tragen. Und diese lesen wir mit besonderer Anteilnahme. Auch wenn wir die Namen der Gefallenen nicht kennen, so haben wir doch das Bewußtsein, daß zwischen ihnen und uns eine ganz enge Verbindung besteht und daß ihr Tod uns sehr nahe angeht. Da liegt soch ein Blatt vor mir. Es enthält vier Namen, schwarz umrandet: ein Leutnant, ein Unteroffizier, zwei Gefreite. Lauter junge Menschen. Sie kamen aus den verschiedensten Zivilberufen. Aber nun sind sie alle vereint unter dem gleichen Zeichen des Eisernen Kreuzes, und im Text kehrt immer wieder das gleiche Wörtlein wieder „Für“. Dieses Wörtlein macht es, daß wir die Anzeigen nicht lesen können, ohne daß etwas Unfassbares in uns lebendig wird. ... gefallen für Führer, Volk und Reich“ — ... gab sein junges Leben für Groß-

deutschland". Wir könnten es noch einfacher sagen: Sie starben für uns, für dich und für mich. Sie starben, damit wir leben können. Und zwar „leben“ im buchstäblichen Sinn! Was wäre aus unserer Heimat, unseren Frauen und Kindern geworden, wenn etwa die Horden der Marokkaner und Senegalneger eingebrochen wären und sich hätten als Sieger und Herren gebärden können? Was wäre aus unserer Familie, unseres Volkes Zukunft geworden, wenn die Feinde Gelegenheit bekommen hätten, uns ihr geplantes „Aber-Versailles“ zu diktiert? Ein zerstücktes Reich, hungernde Sklaven, fremden Herren untertan, verfolgt, entrechtet, ausgebeutet — das wäre unser Los gewesen. Unsere Wehrmacht aber bewahrte die Heimat vor diesem Grauen. Sie trat in den Kampf, um Deutschland den Weg in die Freiheit und Größe zu öffnen. Und sie, deren Namen wir in der Zeitung lesen, sie fielen „für uns“.

Auch wenn wir sie nicht kennen — wir möchten sie lieben und ihnen danken. Denn sie gaben ihr Größtes — für uns. Und wir erinnern uns jenes Wortes Jesu, in dem auch dieses „für“ wiederkehrt: „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde“.

Es besteht ein enger Zusammenhang zwischen jenem „für“ im Text der Anzeigen und dem Zeichen des Eisernen Kreuzes. Denn ist nicht dieses Zeichen seit seinen Ursprüngen ein Sinnbild des Opfers im Dienst fürs Vaterland? Wer tapfer sein Leben gewagt hat im Kampf, der darf es tragen. Und wer ein Leben hingegeben hat, dessen Sterben trägt eine besondere Weihe in sich. Wir vernehmen die Mahnung und Verpflichtung, die aus solchem Tod zu uns spricht. Den Hinterbliebenen aber darf es ein Licht in ihrem Leid sein: Der Sohn, der Bruder, der Vater opferte sich nicht umsonst. Aus heldenhaftem Einsatz reiste der gewaltige Sieg, den wir in diesen Tagen erleben dürfen. Und noch etwas: Hinter dem Eisernen Kreuz leuchtet ein anderes Kreuz auf. Auch dort ein Opfertod „für uns“. Aber darüber hinaus ein Sieg des Lebens über den Tod. Seitdem dürfen wir wissen: Der Tod ist nicht ein Ende, sondern der Eingang ins ewige Leben. Seitdem steht ein „Selig“ über dem Sterben: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben von nun an.“

Sutton.

Mutter, warum nicht ...

Diese Frage hat einmal im Weltkrieg in Berlin eine Mutter bis in die tiefsten Tiefen des Herzens erschüttert und bewegt. Ihr Sohn stand als blutjunger Leutnant im Westen, halb ein Knabe noch und doch schon ein Held in todesmutiger Tapferkeit und im Ertragen von Entbehrungen aller Art. Eines Morgens erhielt sie einen Feldpostbrief, und als sie ihn las, da zitterten ihre Hände und ihre Augen füllten sich mit Tränen. Der Sohn erzählte von den furchtbaren Kämpfen, die sie bestanden hätten, von den Todesgefahren, durch die sie hindurchgegangen wären, und fuhr dann fort: in diesen schweren, ernsten Tagen habe er über manches nachgedacht, das früher seinem Verstande und Herzen gänzlich fern geblieben wäre. Angesichts des Todes seien viele Fragen ihm kein erscheinend, und die eine Frage, auf die allein die christliche Religion Antwort gäbe, sei groß und gewaltig emporgestiegen und habe ihn nicht wieder los gelassen; er habe, wie viele seiner Kameraden, das Neue Testament gelesen, er habe Gott und den Heiland Jesus gefunden und beten gelernt. „Mutter“, fügte er dann hinzu, „es steht mir gewiß nicht zu, Dir irgendeinen Vorwurf zu machen, der ich von Kindheit an von den Beweisen Deiner mütterlichen Güte und treuen Liebe umgeben gewesen bin bis auf diese Stunde, aber nimm mir eine Frage nicht übel: Mutter, warum hast Du mir früher nie etwas von Gott und Jesus gesagt? Warum muß ich erst diesen Weltkrieg erleben, hier im Schützengraben sitzen, um glauben und beten zu lernen? Du hast mir so manches Schöne und Gute gesagt, warum nie etwas von ihm?“

Als die Mutter diese Frage las, da mußte sie sich setzen, so hegte sie. Sie legte die Hände vor ihr Angesicht und weinte bitterlich. „Mutter“ — sie glaubte seine Stimme zu hören — „warum nicht?“ — Väter und Mütter, vergeßt das Beste nicht!

Am Rand der Großstadt

Die immer weitere Ausdehnung der Wohn- und Siedlungsgebiete der Reichshauptstadt, die mit einem starken Wachstum und Zustrom der Einwohnerzahlen verbunden waren, hat die evang. Kirche Berlins im letzten Jahrzehnt vor neue Aufgaben gestellt. Die Kirche mußte in diesen Wohngebieten und Stadteindungen erst die Voraussetzungen schaffen, um überhaupt einen Aufbau der Seelsorgearbeit zu ermöglichen. Es fehlte in weitem Umfange an gottesdienstlichen und kirchlichen Räumen. Der vor einigen Jahren gebildete „Verband der evang. Kirchengemeinden in der Reichshauptstadt Berlin“ sah auf diesem Gebiet eine seiner wichtigsten Aufgaben und hat zunächst eine Anzahl von Gemeindeheimen errichtet. Hier lag der Anknüpfungspunkt für die seelsorgeartige Betreuung des betreffenden Bezirks. Die erforderlichen Hilfskräfte, Pfarrer, Hilfsgeistliche, Siedlungsdiakone, Siedlungsschwwestern wurden eingestellt. Die Gemeindeheime enthielten kirchliche Versammlungsräume für Gottesdienste, Bibelstunden, Konfirmandenunterricht, Vereinsräume und sind zum Teil mit Schwesternstationen und anderen kirchlichen Einrichtungen verbunden. 12 Siedlungsdiakone, 29 Siedlungsschwwestern und andere weibliche Arbeitskräfte stehen im Dienst dieser kirchlichen Aufbauarbeit im Siedlungsgebiete, ferner 12 Hilfsgeistliche. Auch einige planmäßige Pfarrstellen wurden in diesem Gebiet geschaffen.

Wie ein Kernlied entstand

Vor 300 Jahren dichtete Georg Neumark sein Lied „Wer nur den lieben Gott läßt walten...“, das seitdem zum letzten Besitz der christlichen Gemeinde geworden ist. Auf dem Wege von Leipzig über Hamburg nach Königsberg war der Student von Weigelagerern ausgeplündert und aller seiner Habe beraubt worden. Trübe Tage folgten. Sein Glaube, daß, wo die Not am größten ist, Gottes Hilfe am nächsten ist, wurde auf manche harte Probe gestellt. In Kiel nahm sich seiner Oberpfarrer Becker an, als er an dessen Tür klopfte und von seinem Ergehen erzählte. Müde geworden an Leib und Seele, nahm er den großen Türknopfer an dem Hause des Amtmann Henning in die Hand, an den ihn Oberpfarrer Becker empfohlen hatte. Mißtraulich sah ihn der alte Amtmann an — er hatte mit seinem letzten Hauslehrer trüber Erfahrungen gemacht — dann überlegte er eine Weile und sprach: „Nun denn in Gottes Namen, Ja!“, und noch am selben Abend fand Georg Neumark im Henning'schen Hause Obdach und Brot. Seinen Dank ließ er noch in dieser Nacht ausströmen in dem Lied, das er überlieferte: „Zum Preise der göttlichen Barmherzigkeit“.

Ein schleswig-holsteinischer Pastor hütete die Salentkrenzflagge auf dem Straßburger Münster

Mit stolzer Freude hat das deutsche Volk die Kunde vernommen, daß über dem Straßburger Münster jetzt wieder die Salentkrenzflagge weht. Es war ein schleswig-holsteinischer Pastor, der am Tage des Einmarsches in Straßburg als Feldweibel eines Radfahrerzuges die Flagge auf dem Münster hütete: Hans Gohmann. Er selbst ist als Sohn eines Oberpostrats Schüler des Straßburger Lyzeums gewesen, seine Eltern wurden 1918 aus dem Elsass vertrieben und kamen nach Kiel, wo der Sohn später die Schule besuchte hat. Seit 1928 steht Pastor Gohmann als Geistlicher im Dienst der schleswig-holsteinischen Landeskirche. Er ist Pastor in Flensburg-Mürwik. Für seine Tat wurde er mit dem E. R. II. ausgezeichnet.

Gesegneter Latendienst in volksdeutschen Gemeinden

Bei den volksdeutschen Gemeinden, die aus dem Osten wieder in den starken Schutz des Reiches zurückgekehrt sind, ist der Dienst der Laien ein lebendiges Stück gottesdienstlichen Lebens. Davon erzählt uns sehr anschaulich Pfarrer Freidenstein, der während des polnischen Feldzuges mit den deutschen Truppen in die evangelischen Gemeinden Galiziens kam und dort an manchen Sonntagen im Soldatenrock Gottesdienst hielt. „In den volksdeutschen Gemeinden

Ich sah, so berichtete er, welche segensreiche Bedeutung rechter „Gaiendienst“ in der Kirche hat. Der Kantor ist „nur“ ein schlichtes Gemeindeglied. Und doch kommen zu seiner Wortverkündigung die Gemeinden genau so treu, als wenn ihr Pfarrer predigt. Es geht ja nicht um die Verlesung des Verkündigers, sondern um die Verkündigung selbst. Dabei las der Kantor aus ganz alten Predigtbüchern wie Fiethe oder Hofacker, und doch war die ganze Gemeinde mit Herz und Seele dabei. Ich habe dem Kantor übrigens versprochen, ihm neuere Predigtbücher zu schicken. Wie dankbar könnten wir sein, wenn gerade jetzt in der Zeit vieler Pfarrereinderungen oder erst recht später in den Zeiten eines künftigen Pfarrermangels lebendige Kräfte in der Gemeinde hätten, die solchen Dienst der Wortverkündigung in Vollmacht erfüllen und von lebendigen Gemeinden gehört würden. Aber es war nicht nur der eine Mann, der so im Dienst stand. Was bedeutet es für eine Gemeinde, wenn in ihr Sonntag für Sonntag etwa 20 junge Männer freiwillig den Dienst des Posaunenblasens tun! Sollten wir nicht viel dankbarer jede Gelegenheit suchen, wo wir Menschen der Gemeinde in den Dienst rufen können?

Diese Gemeinden erfahren es immer wieder neu, wie der Gottesdienst Mittelpunkt alles Gemeindelebens ist. Als ich nach einem Gottesdienst den Kantor fragte, wo Alte und Kranke in der Gemeinde seien, die nicht zur Kirche kommen könnten, damit ich sie besuche, da sagte er mir: „Es ist nur eine alte 90jährige blinde Frau, die dauernd im Bett liegt, alle anderen sind hier.“ Und das war nicht etwa nur an dem Tag so, an dem ich dort predigte, sondern so ist es regelmäßig in der Gemeinde. Als ich die Alte besuchte, war sogleich auch die ganze Nachbarschaft gekommen, so daß wir als eine kleine Hausgemeinde ihr Bett umstanden, und die Andacht wurde zum Gottesdienst.

Gebet eines Baltten

Aus dem Lied eines Rückwanderers („Die deutsche Post aus dem Osten“, 1940, 3):

Herr, gib mir Kraft, ins neue Land,
Die Wurzeln tief zu senten ...
Und segne mir den neuen Pflug
Und segne meine Hand,
Die fleißig neue Furchen zieht,
In altem, deutschem Land.
Und laß mich stark und zukunftsroh
Ins neue Leben geh'n.

E. Leibfried v. Rügelegen.

Die kirchliche Trauung bei Fernhebeschliefungen

Die Kirchenkanzlei der Deutschen Evangelischen Kirche hat Richtlinien für die kirchliche Trauung bei Fernhebeschliefungen (für Fälle, in denen der männliche Ehepartner im Felde steht) herausgegeben. Die einzelnen Kirchenleitungen haben dazu besondere Verordnungen erlassen. Die kirchliche Trauung soll bei nächster Gelegenheit (Urlaub und anderem) nachgeholt werden. Der Fernhebeschliefung ist auf Wunsch eines der Gatten im nächsten Gemeindegottesdienst fürbittend zu gedenken. Ein Vermerk hierüber ist besonders in den Fällen in das Kirchenbuch einzutragen, in denen infolge Todes eines der Ehegatten die kirchliche Trauung nicht nachgeholt werden kann.

Vom Wert D. Zöcklers

epd. D. Theodor Zöckler hat, nachdem er vorübergehend Gast der evangelischen Gemeinde Dahlem war, jetzt im Berliner Harnackhaus Wohnung genommen und leitet nun von hier aus die Vorbereitungen für die endgültige Ansiedlung der ihm anvertrauten großen Anstaltsgemeinde. An den letzten Sonntagen predigte er in mehreren Berliner Kirchen. Mit tiefer Ergriffenheit hörte die große Gemeinde seinen Bericht von dem wechselvollen Schicksal der Galizien-deutschen und der evangelischen Anstalten in Stanislaw und vernahm den Dank D. Zöcklers an die deutsche Heimat, die nun die deutschen Volks- und Glaubensbrüder in ihren

Schutz genommen habe. Unauslöschlichen Eindruck hinterließ bei allen die frohe Glaubenszuversicht, mit der D. Zöckler sein Werk, an dem er fast fünf Jahrzehnte fern der Heimat gebaut hat, jetzt von neuem beginnt, in der Gewißheit der Verheißungen Gottes, der nicht Gedanken des Leides, sondern des Friedens mit uns hat. Als er am vergangenen Heiligabend, so erzählt er, zum letzten Male die Kanzel des Stanislawer Kirchleins bestiegen habe, da sei sein Auge auf das Wort gefallen, das deutsche Kolonisten in schlichten Buchstaben über die Kirchentür festsetzten: *Dennoch*. Mit diesem Wort sei er in den neuen Abschnitt seines Lebens hineingegangen und habe den Mut gefunden, seiner Gemeinde ein rechtes Trostwort zu sagen im Rückblick auf das, was sie verlassen, und ein Wort der Ermunterung für den Weg, der sie durch viel Schweres hindurch zu neuem Einzug für die Heimat führte.

Hamburg-Wellingsbüttel

Aus der Gemeinde

Ende Mai ist für Führer und Volk gefallen der Gefreite **Werner Timm**. Seine Eltern, deren einziges Kind, deren Stolz und Hoffnung er war, wohnen etwa seit Jahresfrist in unserer Gemeinde.

Ende Juni entschlief unerwartet an den Folgen einer Operation, die ein plötzlich ausbrechendes Leiden notwendig machte, der Kirchenvertreter **Walther Schwaner**, 73 Jahre alt. Er war vielen Wellingsbüttlern bekannt und wird denen, die ihn kannten, um der Güte und Freundlichkeit seines Wesens unvergeßlich bleiben.

Der **Kinder-gottesdienst**, der jeden Sonntag um 11.30 Uhr stattfindet, nimmt auch während der Ferien seinen Fortgang. Die Eltern werden freundlich gebeten, ihre Kinder zum Besuch anzuhalten.

Jeden Freitag von 20 bis 21 Uhr übt der **Kirchenchor** in der Kirche. Unsere Organistin, Frau Meuthien, leitet ihn. Sangeskundige Frauen und Mädchen werden gebeten, in ihn einzutreten. Kirchenchor-singen ist ein Dienst an der Gemeinde, der seine Freude unmittelbar in sich selber trägt.

Während des ganzen Sommers hat Frau W. den Altar mit Blumen geschmückt. Ihr sei auch an dieser Stelle im Namen der Gemeinde herzlich gedankt.

Getauft wurden: Hans Gunter Willen, Harald Illner, Jürgen Ruge, Uwe Möller, Gerd Ernst Christoffers, Karin Elisabeth Lehmann, Klaus Gädgens, Dieter Karl Wilhelm Martens, Gerhard Christian Rühl, Jörg Uwe Jäger, Gudrun Eugenie Bastian, Michael Walter Karl Matthias, Karl-Heinz Adolf Peters, Carola Eli Ehrengard Coers, Volker Ordböhm, Brigitte Johanna Heiland.

Getraut wurden: Erwin Adolf Henri Braune und Ella Sophie Poelington; Otto Ernst Schnürer und Carola Timmermann; Waldemar Karl Friedrich Bud und Lisa Emilie Rienenau.

Pastor Scheuer und ich haben zweimal den Gemeindegliedern, die im Felde stehen, soweit uns ihre Anschriften bekannt waren, ein Rundschreiben und Lesestoff geschickt. Solche Zusendungen von kirchlicher Seite hat das Oberkommando der Wehrmacht jetzt verboten, weil für die religiöse Betreuung der Wehrmacht Angehörigen nur die hierfür eigens geschaffene Wehrmachtsseelsorge zuständig ist. Es ist aber nicht verboten, daß die Gemeindeglieder selber ihren Angehörigen das Gemeindeblatt oder eine religiöse Schrift ins Feld senden.

Während diese Zeilen geschrieben werden, weiß Pastor Scheuer auf Urlaub in der Heimat. An den beiden letzten Sonntagen hat er gepredigt. Seine Feldanschrift lautet: Unteroffizier Rudolf Scheuer, Feldpostnummer 16 061.

Die Leiterin der **Evang. Frauenhilfe**, Frau M. Lührs, ist fernmündlich unter 23 00 77 zu erreichen.

J. W.: Pastor i. R. Boeck
Waldstraße 39 — Telephon 59 54 85



Gemeindeblatt

der

Lutherkirchengemeinde

Hamburg-Wellingsbüttel

280 | Okt / Nov. | Pflüget ein Neues, weil es Zeit ist, den Herrn zu suchen | Hosea 10, 12 | 1940

„Mit ewiger Gnade will ich mich dein erbarmen, spricht der Herr, dein Erlöser“

Jesajas 54, 8

Lies: Johannes 6, 24—29.

Wir haben ernten dürfen. Welch eine wunderbare Ernte wurde uns auf dem Felde deutscher Geschichte beschieden. Wenn wir die Ereignisse des vergangenen Jahres in Gedanken an uns vorüberziehen lassen, können wir nur staunen über ihre Macht, ihre Größe und ihre Folgen. Und die werden noch größer sein als der einzelne ahnt. Daß Gott, der Herr der Geschichte, uns das gelingen ließ und all den großen Einsatz deutscher Menschen, ihre Opferwilligkeit und Mächtigkeits, Führer und Geführte gesegnet hat, dafür wollen wir ihm danken heute und immerdar.

Aber am Erntedankfest denken wir vor allem an die Ernte, die auf den Feldern wächst, an unser täglich Brot. Auch über all dem Geschehen, das damit zusammenhängt, hat Gott gewaltet — mitten in aller Unruhe der Welt. Mitten in all der Umordnung der Völkergeschichte, wo viele Völker gesündigt haben gegen heilige Gottesordnungen und das nicht zusammenkommen lassen wollten, was zusammen gehört, bekümmern wir uns darauf, daß eine Ordnung blieb und ihren Segen spendete: die alte Schöpfungsordnung Gottes. Die Ordnung der Jahreszeiten, wie wir sie jetzt haben, ist ja nach der Sintflut entstanden, und die Bibel erzählt uns, daß Gott von dieser Ordnung gesagt hat: „So lange die Erde steht, soll nicht aufhören Sonne und Regen, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.“ Daran dürfen wir uns halten. Gott will uns durch seine Schöpfungsordnung erhalten und Gutes tun.

Da ging mal ein Pastor an einer Wiese vorüber, auf der die Bauern das Heu machten. Im Westen stiegen drohende Wolkensäulen auf. Da redete der Pastor einen jungen Mäher an: „Sie machen Heu? Fürchten Sie nicht den Regen, der dort droht?“ — Der schaute ihn ruhig an. Dann kam es langsam von seinen Lippen: „Der, der den Regen bringt, wird ihn auch wieder wegnehmen.“ — Und dann wendete er sich wieder seiner Arbeit zu, dengelte seine Sense und holte aus zu mächtigem Schwung. Er vertraute einfach darauf, daß der Ewige und Treue seine Arbeit segnen werde.

Aber Segen, den wir hier auf Erden ernten, dauert ja nicht ewig. Wie kurz ist doch ein Sommer! Wie schnell ist seine Schönheit dahin, und all die wunderbare Farbenpracht des Herbstes kann uns nicht hinwegtäuschen über das Welken in der Natur. — Wir spüren es oft so stark, wie schnell die Jahre fliegen. Und doch schreit unser Leben nach Erfüllung, nach Ewigkeit. Wir haben einen tieferen Hunger als den, der durch irdische Speise gestillt werden kann, darum sagt auch Jesus: „Wirkt Speise (d. h. verschafft euch doch Speise), nicht die vergänglich ist, sondern die da bleibet in das ewige Leben.“ Und als sie ihn weiter fragten, sagte er ihnen: „Ich bin diese Speise. Glaubt an mich und erkennt doch, daß Gott selbst mich gesandt hat, damit ihr durch die Verbindung mit mir schon in diesem Leben Brot aus der ewigen Heimat habt.“ Wir sollen schon hier in diesem Leben erfahren, daß wir im Innersten zur Ruhe kommen, wenn wir sein Bild anschauen.

Wenn Menschen, die sich sehr nahe stehen und einander ihr Herz schenken, ein gutes Lichtbild voneinander haben, wird die Sehnsucht gemildert, wenn sie das Bild in die Hand nehmen und es anschauen. Dann denken sie wohl: ja das ist er, — das ist sie —, das Bild spricht so zu mir und macht all das lebendig, was wir miteinander haben und miteinander teilen. — So geht es uns, wenn wir ein Bild von Jesus im Herzen tragen. Wir wissen: mit ihm habe ich die ewige Welt; durch meinen Umgang mit ihm habe ich teil am ewigen Leben. Und alles, was mich hier quält oder freut, was mich herabzieht oder erhebt, alles, was an mir unvollkommen, befleckt und unrein ist, und alles, was sich nach Licht und Klarheit sehnt, teilt er mit mir. Er kennt alle Geheimnisse meines Lebens und behält mich doch lieb, und ich bleibe sein eigen.

Das zu wissen ist Speise, die da bleibt. Und da können wir nichts Besseres tun, als mitten im Hin und Her dieses Lebens, in der Arbeit um das tägliche Brot, im Kampf für alle edlen Güter unseres Volkes, in allen Freuden und bei allem Erfolg und unter dem Druck jedweder Last, die große Hoffnung und die heilige Gewißheit im Herzen zu haben: „Ich will schauen dein Antlitz in Gerechtigkeit, mein Gott. Ich will satt werden, wenn ich erwache, an deinem Bilde.“

Herr der großen Weltenernte,
laß kein Hälmlein dir verderben,
laß uns all dein Reich erben!

Georg Christianen.

Saat und Ernte

Ein Gespräch

Krischan und Hannes, die sich schon über manche Frage des christlichen Glaubens unterhalten haben, setzen ihre Gespräche über „Saam“ fort. Krischan will Hannes nicht überreden. Denn er weiß, daß man zum Glauben nicht überreden kann und daß es auch nicht in der Macht eines Menschen steht, einen anderen von der Wahrheit des christlichen Glaubens zu überzeugen. Vom Evangelium kann man nur Zeugnis ablegen und muß es Gott überlassen, welche Kraft er unserem Zeugnis gibt. Den Anlaß des Gespräches bildete diesmal ein Todesfall, der das ganze Dorf tief erschütterte. Die Zwiessprache, die Lucret von Züchen mitteilt („Lechte Reise“, Evang. Presb. Verband für Deutschland, 10 Npf.), schließt:

Krischan: Hast du schon mal einen Bauern gesehen, Hannes, der sich so im Sommer an seinen Acker gestellt hat und erwartet, daß du etwas wächst, wenn er im Frühjahr nicht gesät hat?

Hannes: Na, so einen Idioten wird's doch wohl kaum geben. Dem würden sie doch sofort die Bauernfähigkeit absprechen.

Krischan: Das glaube ich auch. — Bist du auch schon mal so über deinen Acker gegangen, kurz nachdem du gesät hattest, aber zu einer Zeit, als noch kein Trieblein und kein Hämllein zu sehen war?

Hannes: Das versteht sich, Krischan.

Krischan: Was denkst du denn dabei?

Hannes: Was ich dabei denke? Nun ich denke dabei, wie schön es ist, zu wissen, daß in dem Boden die Saat verborgen ist, obwohl man noch nichts von ihr sieht. Wenn so ein Städter vorbeikäme, der von der Landwirtschaft nichts versteht, der ahnt gar nichts von der Saat, die in der Krume verborgen ist. Aber ich gehe darüber hin und sehe in Gedanken schon das Kornfeld vor mir und denke, wie ich im Herbst mit der Hand und mit der Zunge die Ähren prüfe kurz vor dem Schnitt.

Krischan: Siehst du, Hannes, so ist es auch mit dem ewigen Leben!

Hannes: Hallol! Was ein bißchen langsam! Mit dem ewigen Leben? Wieso?

Krischan: Nun, mit dem ewigen Leben verhält es sich wie mit Saat und Ernte. Das ewige Leben ist wie ein wunderbares gelbes Kornfeld. Aber es wächst nur da, wo zuvor ein Bauer über das Land gegangen ist und gesät hat. Nur wo das Wort Gottes, das Evangelium von Jesus Christus auf den guten Boden eines gläubigen Herzens gefallen ist, da wächst ewiges Leben, und die Leute, die da an ein Fortleben nach dem Tode glauben, ohne dem Worte Gottes Gehör zu schenken, die gleichen dem Bauern, der auf eine Ernte wartet, weil es Herbst wird, der aber keinen Samen in die Erde getan hat.

Hannes: Das leuchtet mir ein.

Krischan: Und auch, was glauben heißt, kann man sich an diesem Gleichnis klarmachen.

Hannes: Wieso?

Krischan: Du fragtest vorher: wie kann man glauben, wovon man rein gar nichts weiß? Wovon ich rein gar nichts weiß, das kann ich wohl auch nicht glauben. Ich kann aber glauben, was noch kein Mensch sieht, ja, ich kann sogar glauben, was ich selber noch nicht sehe.

Hannes: Du denkst an den Bauer. Er wandert über den Acker, der noch ganz schwarz und tot aussieht. Aber er weiß, darin liegen Millionen Samen, von denen der Städter, der hier vorbeigeht, nichts weiß.

Krischan: Ja, genau so ist es mit dem ewigen Leben. Es ist noch nicht sichtbar, wie das gelbe Kornfeld noch nicht sichtbar ist, und es ist doch da. Im Glauben, der aus dem Evangelium und aus der Auferstehung Christi kommt, ist es da.

Hannes: Ich gebe zu, es liegt ein wunderbarer Trost in diesem Glauben an das ewige Leben und ich wünsche wohl,

daß ich sagen könnte: „ich glaube an das ewige Leben“. Aber du weißt ja, Krischan, so schnell facht ein Gedanke nicht Fuß in meinem Herz- und Hirnkasten. Ich werde wohl noch eine Weile darüber nachdenken müssen.

Krischan: Das geht dem Samen auch nicht anders, wenn er in die Erde fällt. Es braucht seine Zeit, wenn er Wurzeln schlagen soll.

Gebet

Wir beten: Unser Herr Gott,
wollest uns geben unser täglich Brot;
Wollest uns geben einen frommen Mut,
wollest uns geben ein brüderlich Blut!

O Herr Gott, nimm unser wahr,
sei unser Wächter immerdar.
Sei Schutzherr, König uns und Held,
der uns voranzieht in das Feld.

Dankgottesdienst an der Aisne

Ein warmer Sommertag in Frankreich. Ich fahre von St. Quentin über den Chemin de Dames, jenen viel umkämpften Höhenzug nördlich der Aisne, auf dem noch mancherlei Spuren des Weltkrieges zu sehen sind, hinunter zur Aisne nach Reuschattel, um dort einen Dankgottesdienst zu halten. Hier hatte unsere Infanterie schwere Kämpfe gehabt. Fast fünf Wochen sind seit jenen Tagen vergangen, unsere Truppen waren in raschem Tempo dem weichen Gegner gefolgt, hatten in gewaltigen Tagesmärschen die Marne und die Seine erreicht und überschritten, und standen wenige Kilometer vor der Loire, als das Kommando erkante: „Das Ganze halt!“, nachdem der Gegner endgültig geschlagen war. Nur einige Rubetage waren uns vergönnt, dann ging es fast den gleichen Weg wieder zurück, und es war der Wunsch des Regimentskommandeurs wie der Soldaten, an dem Tag, an dem sie wieder in das Kampfgebiet der Aisne kamen, einen Dankgottesdienst mit Gefallenen-Gedenken zu halten. Obwohl die Männer auch an diesem Tag 50 Kilometer marschieren mußten, merkte man ihnen keine Müdigkeit an, wurde doch an diesem Tag all das wieder neu in ihnen lebendig, was sie in dieser Geoand erlebt hatten; jeder Baum, jeder Strauch, das Ufer des Flusses und die da und dort liegenden Gräber ihrer gefallenen Kameraden, die durch ein schlichtes Kreuz gezeichnet und mit Blumen geschmückt waren, das alles ließ diese schwersten Tage ihres Lebens, die Schanden des Kampfes und der Gefahr vor ihrem Auge und in ihrem Herzen wieder so lebendig werden, daß alle Müdigkeit von den Strapazen der letzten Tage von ihnen fiel und sie ganz in diesem Erleben aufgingen. Abends gegen 20 Uhr sammelt sich das ganze Bataillon an der Straße neben der Aisne gerade an dem Platz, wo der Angriff damals begann, zum Feldgottesdienst. Oben am Hang ist neben dem Grab eines Feldwebels ein schlichter Altar aufgebaut, geschmückt mit der Fahne des Großdeutschen Reiches; ich stehe oben und sehe über den Platz; unten auf der Wiese vor mir ein Grab, in dem ein tapferer Offizier und drei Soldaten ruhen. Links und rechts davon haben sich die Kompanien aufgestellt, dahinter die Straße und das niedrige Buschwerk bis zur Aisne, aus dem da und dort ein Kreuz herausragt, das die Ruhestätte der toten Kameraden kennzeichnet; wahrlich ein Platz, der ganz von selbst die Herzen der Männer zu ernster Andacht aufruft. Die Regimentsmusik beginnt die Feierstunde mit dem alten Niederländischen Dankgebet: „Wir treten zum Beten...“ Ich stelle diese Stunde unter die Worte: „Gott ist unsere Zuversicht und Stärke...“ Der erste Gedanke gehört den gefallenen Kameraden, die an jenen Tagen von unserer Seite geritten wurden, jeder ein Schicksal für sich, dessen Tod Trauer und Schmerz auslöst; aber über dem einzelnen und seinem Opfer steht das Leben des Volkes, das solchen Todes-

gang seiner Söhne fordert: „Deutschland muß leben, auch wenn wir sterben müssen!“ Wir danken den Kameraden für ihre Treue und gedenken ihrer in stiller Minute mit dem Lieb von guten Kameraden. Der zweite Gedanke, der angesichts der Gräber der toten Kameraden alle bewegt: Dank dem Gott, der unser Leben erhalten, uns gnädig durch alle Gefahren geführt, der uns das Leben neu geschenkt! Er ist unsere Zuversicht und Stärke. Mancher, der verwundet zurückgetragen wurde, hat es bekant, daß er im Loben der Schlacht Gottes Hilfe erfahren habe. Nun kommt es darauf an, diesen Dank nicht zu vergessen, sondern durch die Tat, durch ein neues Leben zu beweisen! Der dritte Gedanke: Wir alle haben etwas erlebt von dem Herrn der Geschichte und dem Lenker der Schlachten. „Seid stille und erkenn, daß ich Gott bin!“ Ja, wir danken in Demut dem Allmächtigen für seinen Segen. Ihm gebührt die Ehre. Im Vertrauen auf die weitere Hilfe unseres Gottes gehen wir unseren Weg weiter und sprechen mit Gory Goc, dem Kämpfer des Weltkrieges: „Ich weiß nicht, wohin mich Gott führt, aber ich weiß, daß mich Gott führt.“ Dann klingt es wie eine Antwort auf die Predigt über das Schlachtfeld und die Gräber hinweg aus bewegten Herzen: „Großer Gott wir loben dich“. Das Kommando ertönt: „Helm ab zum Gebet!“ Wir danken Gott für den Sieg, für eigene Bewahrung und befehlen Führer, Volk und Wehrmacht in seinen Schutz. Nach dem Gottesdienst spricht der Regimentskommandeur einige kurze aufmunternde Worte, ruft zu weiterem freudigen Einsatz bis zum Endsieg auf und grüßt den Führer und obersten Befehlshaber mit einem dreifachen Sieg-Heil. Die Nationalhymnen erklingen wie ein letzter Gruß an die toten Kameraden und ein neuer Appell an die Lebenden, weiterhin brüderlich zusammenzustehen zum Schutz unseres geliebten Vaterlandes. — Still und ergriffen verlassen die Soldaten den Ort, an dem sie gekämpft und an dem sie jetzt für Bewahrung und Sieg gedankt haben. Dunkle Wolken steigen auf und langsam breitet sich die Dämmerung über das Schlachtfeld und die deutschen Soldatengräber an der Aisne.

H. D.

Furche um Furche

Der Wind weht über die ersten abgeernteten Felder, die Pflugchar schneidet die gelbe Haferstoppel und bricht die braune Scholle, um sie bereit zu machen zu neuer Saat.

Vor dem alten Mann, der die Pflugchar führt, geht der Junge her, der sonst daheim auf der Schulbank sitzt, und leitet die beiden Räder, die langsam mit gesenkten Köpfen und fest in den Boden gestemmen Füßen Furche um Furche ziehen.

Vor ein paar Wochen — zu Anfang der Ferien — fiel es ihm manchmal nicht leicht. Aber dann waren seine Augen den alten Mann gefallen, dem die Arbeit nicht leichter wurde, der wieder zugriffen hatte, nachdem er sich längst zur Ruhe gesetzt, weil der Sohn draußen an der Front stand! Der Bruder, der im Reichsarbeitsdienst irgendwo in Frankreich Straßen und Brücken bauen half, hatte mehr zu leisten. Millionen hielten ihr Leben ein, da hielt er durch! „Vier!“, ruft der alte Mann hinter ihm. Er hält das Gespann an und nickt ihm zu: „Frühstück!“

Der Junge spannt die Räder vom Pflug und führt sie quer über die Haferstoppel in den Schatten eines Erlenbusches hinüber. Um ihn herum wächst hohes Gras. Da mögen sie nach Herzenslust weiden.

Der alte Mann hat inzwischen die Frühstücksbrote aus dem mitgebrachten Korb genommen und reicht ihm eine der Schnitten hin: kräftiges, braunes Brot! Und der Junge dankt und isst mit gesundem Appetit! Er sieht das Brot, das er in der Hand hält, andächtig an. Jetzt erst weiß er, wieviel Arbeit und Mühe notwendig ist, bis aus dem Saatkorn, das sie in die Erde streuten, dies Stück kräftigen, würzig duftenden Brotes werden konnte, und er begreift, warum die Bäuerin am Mittagsstisch, bevor sie ihnen das Brot bricht, andächtig betet: „Unser täglich Brot gib uns heute!“

Die Sonne brennt heiß auf die Stoppel herab, der Wind fährt mit leisem Singen übers Feld. Eine weiße Wolke hebt sich fern über dem Waldbrand herauf. Ihr Schatten wandert näher kommend, vor ihr her über die Rüben und die dunkelgrünen Kartoffelbreiten, die in voller Blüte stehen.

Der alte Mann neben ihm sitzt noch ein paar Minuten mit geschlossenen Augen, als schläfe er. Dann erhebt er sich plötzlich schwerfällig mit steifen Beinen. „Wir müssen weiter-schaffen!“ sagt er und sieht auf die noch nicht gestürzte Stoppel.

Dann ziehen sie wieder Furche auf und Furche ab, Stunde um Stunde. Der Junge führt die Räder und singt ein Lied dabei, und der Alte hinter ihm am Pflug hört stille zu.

Am späten Nachmittag ist es geschafft, das letzte Stück gelber Stoppel verschwunden, in lättem Braum glänzt die frischgebrochene, zu neuer Saat bereite Scholle.

Der Junge aus der Stadt und der alte Bauer ziehen mit dem Gespann heim zum Hof, sie haben ihre Pflicht getan.

... und es bleibt dabei“

Neulich fuhr ich mit einem Gliede meiner Gemeinde zusammen von unserem Bahnhof ab. Die Frau brachte den Urlauber zum Zug, und als sich der Zug in Bewegung setzte, reichten sie sich noch einmal die Hand, und der Mann sagte: „Grüß noch mal die Jungen... und es bleibt dabei! Als wir miteinander fuhren, erzählte er mir so manches von der Front und seiner Familie, manches, was ich ähnlich schon gehört hatte. Aber eins bewegte mich immer noch, und schließlich fragte ich ihn danach: ... und es bleibt dabei!

Und dann erzählte er, wie die Eltern beim Abschied im vorigen Jahr es abgemacht hatten, daß sie jeden Abend zu einer bestimmten Zeit, wenn die Kinder zu Bett gebracht werden, aneinander denken wollten, nicht nur so wie man das manchmal tut, — sondern aneinander denken wollten im Gebet. Auch der Vater wollte im stillen beten, wenn die Jungen ihr Nachtgebet sprachen. Und so haben sie es gehalten und so tun sie es auch jetzt noch. Der Vater sagte zu mir, wie er stets seine Familie in Gottes Hut gewußt hätte.

Könnten, ja sollten wir das nicht viel mehr tun? So für einander im Gebet gedenken? Dann würde jener Liebvers Johann Heermanns neue Wirklichkeit auch bei uns werden:

Jesum, der du Jesum heißt,
als ein Jesu Hilfe leist,
hilf mit deiner starken Hand,
Menschenhilf hat sich gewandt.
Eine Mauer um uns bau,
daß dem Feinde davor grau,
Und mit Sittern sie anschau!

Berliner Eindrücke

In der neuen deutschen Wochenzeitung „Das Reich“ schildert eine Süddeutsche ihre Eindrücke, die sie in Berlin empfangen hat. Wir lesen dort:

„Der stärkste Eindruck des Vormittags war jedoch ein Gottesdienst in der alten Garnisonkirche. Die dunkelroten und silbergrauen, in berühmten Schlachten erbeuteten Fahnen glühten in der Sommer Sonne, und das Kirchenschiff war bis auf den letzten Platz mit Soldaten gefüllt, deren ernste, junge Gesichter weiß über dem Grau der Uniformen leuchteten. Auf der Kanzel, unter der die beiden großen Könige begraben liegen, stand ein Geistlicher. Dann braussten die alten Kirchenlieder gewaltig auf wie ein Kampfsong. In dieser Stunde hat mich der echte, unüberwindliche Preußengeist lebendig gepackt.“

Im deutschen Osten

Über 1300 evangelische Schwestern

In den beiden neuen Reichsgauen Wartheland und Westpreußen sind insgesamt sechs Diakonissenmutterhäuser der Evangelischen Diakoniegemeinschaft angeschlossen: das Diakonissenmutterhaus in Danzig, das Gemeinschaftsschwesternhaus in Landsburg, das neue baltische Diakonissenmutterhaus in Bromberg-Pringental, die evangelische Diakonissenanstalt in Posen, das „Haus der Warmherzigkeit“ in Litzmannstadt und das freikirchliche Mutterhaus „Tabaa“ ebenda. Mit den Schwestern des Zehlendorfer Diakonieveterins, der bereits mehrere Arbeitsplätze im Osten hat, arbeiten in den beiden neuen Reichsgauen über 1300 evangelische Schwestern.

Englisches Denken und Handeln

Rätselhafter Widerspruch

Seit Jahrhunderten durchzieht die Geschichte Englands, insbesondere auch die Geschichte seiner Kolonisation, jener rätselhafte Widerspruch zwischen Denken und Handeln, der uns aus der Zeit des Weltkrieges und des Berliner Vertrages noch in frischer Erinnerung ist und der uns auch in dem gegenwärtigen Kriege wieder in so krasser Form entgegnet. Wie kommt es, daß die englische Nation, die so unbedingt und zweifellos wie keine andere das Christentum repräsentieren will, immer in den entscheidenden Stunden ihrer Geschichte und auch heute wieder trotz ihrer Berufung auf das Christentum ausgesprochen unchristlich handelt? Dies ist die Grundfrage der Schrift „Britisches Christentum und britische Weltmacht“ von Prof. D. Dr. Martin Dibelius (Verlag Junfer & Dünhaupt, Berlin). Und die Antwort darauf erteilt dieser berufene Sachkenner, indem er in ein paar knappen, aber außerordentlichen klaren Zügen ein anschauliches Bild von der kirchengeschichtlichen Entwicklung Englands seit dem 16. Jahrhundert gibt und dabei zeigt, wie ihre beiden Grundkräfte, — die aus der „Reformation“ Heinrich VIII. entstandene „Anglikanische Kirche“ und der aus der Verführung mit dem Calvinismus hervorgegangene „Puritanismus“, — in eigenartigem Zusammenwirken zu jener bedenkenlosen Gleichsetzung von „Staatsvolk“ und „Gottesvolk“ führten, aus der schließlich die verhängnisvolle Illusion hervorzudringen konnte, daß die Engländer nun tatsächlich das „Volk Gottes“ und ihre Einrichtungen, ihre Gesetze und ihre Moral wirklich die würdigsten seien. Der zu Anfang erwähnte rätselhafte Widerspruch zwischen Denken und Handeln ist also nicht so sehr der Ausdruck einer Heuchelei, als vielmehr einer Verblendung. Da sich aber der Briten einerseits durch eine äußerlich gescheiterte Frömmigkeit den Forderungen des Christentums glaukt gerecht zu werden, kommt es zu der „ungeheuren Paradoxie; dieses christliche Volk handelt ausgesprochen unchristlich, indem es seine gesamte Politik samt all ihren höchst profanen Machtaussagen mit christlichen Motiven verkleidet.“

Wie hieß der barmherzige Samariter?

Friedrich Oberlin, dessen Jubiläum wir eben gefeiert haben, erzählt einmal: „Als Kandidat machte ich einmal mitten im kalten Winter von Straßburg aus eine mehrstündige Fußwanderung. Ermüdet von Hunger und Anstrengung legte ich mich unterwegs in den Schnee nieder und fiel bald in einen todesähnlichen Schlaf. Plötzlich fühlte ich mich von starken Armen gefaßt, auf einen Wagen gehoben, wurde auch mit Speise und Trank erquickt und wohlbehalten im nächsten Dorf abgesetzt. Ein Fuhrmann in blauer Bluse war's der mir das Leben gerettet hatte. Ich danke ihm und wollte ihm zum Abschied ein Geldgeschenk geben. Aber mit Entrüstung wies er es zurück. „So sagt mir wenigstens Euern Namen“, bat ich ihn, „daß ich für Euch beten kann“. Darauf entgegnete er mir: „Ich sehe, daß Ihr ein Geistlicher seid, so sagt mir doch: Wie hat der barmherzige Samariter geheißen?“ Darauf mußte ich ihm die Antwort schuldig bleiben.“

Bewährung

Die Heimwehrfront ist in die große Bewährung eingetreten, die unsere Wehrmacht so glänzend bestanden hat. Jeder einzelne daheim, ob Mann oder Frau oder Kind hat jetzt zu erweisen, daß er der Opfer würdig ist, die die kämpfende Front draußen für ihn gebracht, und daß der alte kämpferische Geist in ihm lebendig ist, der Geist, in dem der Dichter und Frontsoldat Walter Fier bekannte: „Ich bleibe nicht um mein Leben, Gott, du kannst es mir nehmen, du hast mir's gegeben.“ Man sollte immer nur um Kraft beten! Um diese Kraft wollen wir bitten und „schreiten ernst und lauschen still, ob nicht der in der Ewigkeiten aufklingen will.“ „Gib Hämmer auch in unsre Hände, Herrgott, und Kraft zum Schlag, daß sich durch uns vollende dein Werk am Wendetag!“

Kurznachrichten

Der vom Präsidenten des Oberkirchenrats gebildeten Disziplinarkammer der Kirchenproving Westfalen gehören an: Konf.-Präs. Dr. Schümmel, Münster (Vors.); Konf.-Rat Dr. Stedeimann, Münster (stellv. Vors.); Landgerichtsdirektor a. D. Unterhinninghofen, Bochum; Sup. Köller in Dr.-Oldendorf (Beisitzer).

Der Oberkirchenrat in Karlsruhe hat in gleicher Weise, wie sie für die bayerische und württembergische Landeskirche bestehen, Richtlinien für kirchliche Gedächtnisfeiern für Gefallene erlassen. Sie sollen am Sonntag, im Anschluß an den Hauptgottesdienst oder an Stelle eines Abendgottesdienstes, unter Umständen auch an Stelle der Verkündung oder Wochenabschlussfeier gehalten werden.

Der Bezirk des Konsistoriums in Posen umfaßt 227 Kirchengemeinden, von denen zum Teil mehrere durch einen Pfarrer betreut werden. Von den 145 Geistlichen, die in diesen Gemeinden tätig sind, stammen 31 aus ehemals baltischen Gemeinden.

Hamburg-Wellingsbüttel

Aus der Gemeinde

Am 6. Oktober fand Erntedankfest musikalisch reich ausgestaltet statt. Wir hatten in diesem Jahr besonderen Anlaß zum Danken. Trotz des kalten Sommers und des unglücklichen Wetters zur Erntezeit ist eine gute Ernte geborgen, so daß Deutschland auch im zweiten Kriegsjahr mit Brotkorn reichlich versorgt ist.

Nach den langen Ferien haben die Konfirmandenstunden wieder begonnen. Sie sollen jetzt mit allem Nachdruck durchgeführt werden. Die Eltern werden gebeten, auch ihrerseits den Kindern die Bedeutung dieser Stunden zu erschließen, sie zum regelmäßigen Besuch der Gottesdienste anzuhalten und die ganze Vorbereitungszeit anteilnehmend mit ihnen zu durchleben.

Am Auf- und Bettag findet im Anschluß an den Gottesdienst eine Abendmahlfeier statt.

Jeden Sonntag um 11.30 Uhr ist Kindergottesdienst. Die Eltern werden herzlich gebeten, ihre Kinder darauf hinzuweisen und sie zur Teilnahme an diesen Gottesdiensten zu ermuntern.

Der Kirchenchor nimmt gern noch Frauen und Mädchen auf. Jede Woche ist ein Abendsabend, bei besonderen Gelegenheiten wird in den Gottesdiensten gesungen. Wer mitwirken möchte, wende sich an unsere Organistin, Frau Meuthen (Tel. 23 22 33).

Getauft wurden: Volker Ploog, Inke Melanie Bonnik, Monika Maria Greese, Ulla Chemann, Gertrud Ahl, Ingrid Lehmann, Ingrid Giese, Ellen Felicitas Staender, Günter Wrage, Karin Hildegaard, Edith Gränert, Uwe Eriksen, Ingrid Meyer, Elke Meyer, Frauke Anna Gertrud König, Renate Döring.

Getraut wurden: Wilhelm Richard Walter und Elfriede Homfeldt; Hans Artur Wengel und Emma Margarethe Christine Thöming; Helmut Peters und Frieda Windfuhr.

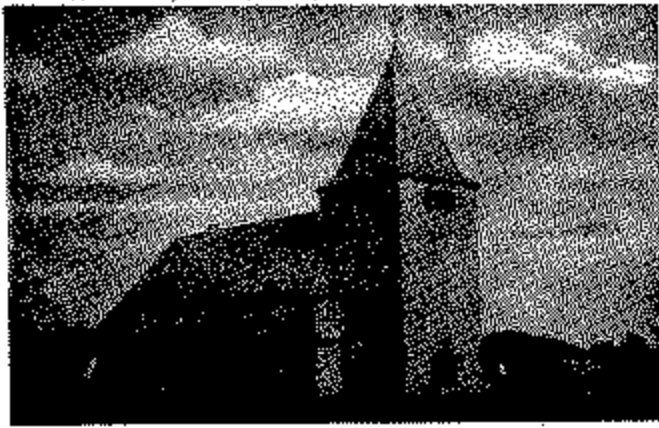
Das Fest der goldenen Hochzeit begangen am 28. September die Eheleute Gärtner Boh und Frau, Poppenbütteler Straße.

Am Taufbank haben ich erhalten von E. Z. von M. 5 und von G. 10 RM. Herzlichen Dank auch an dieser Stelle! Die Gaben werden für die Gemeindepflege, für Bedürftige und zur Anschaffung von Büchern verwendet.

Pastor Scheuer steht im Westen. Königlich hat er das Eisenerz Kreuz 2. Klasse erhalten. Seine Feldpostnummer lautet: Unteroffizier Scheuer 16 061.

Die Leiterin der Evangelischen Frauenshilfe, Frau M. Lührs, ist fernmündlich unter 23 09 77 zu erreichen.

J. W. Pastor i. R. Boeck
Waldstraße 39. Tel. 59 54 85.



Gemeindeblatt

der

Lutherkirchengemeinde

Hamburg-Wellingsbüttel

230

Dezember

Der Herr steigt mit der Rechten und mit seinem heiligen Arm

Jahrgang 98. 1

1940

zum Advent

Darum richtet wieder auf die lässigen Hände und die müden Knie und tut gewisse Schritte mit euren Füßen, daß nicht jemand strauchle wie ein Lahmer, sondern vielmehr gesund werde! — (Hebr. 12, 12.)

In diesen Tagen, da die Nebel brauen
Und alles Erdenlicht in Dämmerung bället,
Will sich das alte Wunder neue erfüllen,
Uns, die wir auf das Unsichtbare schauen.

In diesen Tagen, da sich tausend Blinde
In irrem Lango um sich selber drehen,
Laßt uns die alte Königsstraße gehen
Uns Welt und Wüste zu dem heiligen Kinde.

— — — Und dann gesegnet durch den Kindermund
Als freie Gotteskinder uns erheben
Und uns're Königsstraße weiterziehen.

So heißt es in einem Gedicht. —

Wieder ist es Advent geworden. Da werden Erinnerungen wach an all das Schöne vergangener Tage, an deutliche Winterabende der Familie. Da wurden Lieder gesungen von dem heiligen Kind, beim Licht oder im Dämmerlicht, die Kinder sangen in ihren Betten, bis sie einschliefen. Da gingen wir als Kinder aus unserer kleinen Welt die alte Königsstraße zu dem heiligen Kinde.

Ist das nun vorbei? Sind wir statt dessen vom Wege ab in eine Wüste geraten in unserem Leben? Nießche hat das Wort gesagt: „Die Wüste wächst; weh' dem, der Wüsten birgt!“ In der Natur ist es ja so. Die Wüsten unserer Erde wären noch größer als die Sahara, wenn die Natur sich selbst überlassen wäre. Mühsam muß der Mensch die Erde bewahren vor dem Wachsen der Wüste. Wieviel buntes und reiches Leben liegt nicht begraben unter dem Wüstenand! Ist es im Menschenleben ebenso?

Gott verheißt, daß er einen neuen Bund mit uns machen will. Viele Menschen stehen von sich aus in keinem Bund mit Gott. Es ist wichtig, daß wir uns mal fragen: stehe ich überhaupt in einem Bund mit Gott? Vielleicht ist da eine Wüste zwischen uns und Gott oder eine Welt, die große, weite glänzende Welt mit all ihrem verlockenden Glanz, die Welt der irdischen Dinge, die Welt der Zerstreuungen oder die Welt mit ihrer Falschheit, ihrem Lüg und Trug und ihrer Lüge, ihrer Lieblosigkeit und Härte, oder die Welt unseres eigenen Ich, unserer Selbstverliebtheit, Selbstvergessenheit und Selbstbegeisterung, da wir „in irrem Lango um uns selbst und dreh'n“. Oder es ist da die Wüste: die

innere Leere unseres Gemüts, die Verbitterung und Verbitternheit, irgendein Trost oder das Sich-Gehen-Lassen in Verwerfung. Vielleicht ist das Herz leer geworden, wir stehen an den Särgen unseres Glücks oder unserer Lieben. So kann die Welt oder die Wüste zwischen uns und Gott in irgendeiner Form sich schieben. Dann ist der Bund gebrochen, es ist kein Kontakt da. Oder war er vielleicht nie eigentlich da?

Von Gott aus ist er da. Gott hat ihn von sich aus geschlossen. Der Bund ist da und ist für jedermann offen. Jeder kann diesem Bund beitreten.

Wie wollen wir sonst die Wüste unseres Daseins beleben? Wo sind die Wasserquellen, die das dürre Land feuchten und in der Wüste Leben schaffen? „Mein eigen Herz, das ist die Quelle des Lebens“, so könnte man vielleicht sagen, „grabe, forsche, dringe ein in die geheimnisvolle Tiefe deines eignen Gemütes, erkenne den ganzen Reichtum deines Innenlebens, dann wandelt sich die Wüste.“ Die Geheimnisse unseres Seelenlebens sind wunderbar, wie die Geheimnisse alles Lebens wunderbar sind, und jeden erfüllen müßten mit dankbarer, demütiger Freude. Aber weder da draußen in der Natur, noch in allem Leben der Kultur, noch in unserem eigenen Herzen haben wir die Güter, die die Verarmung des Lebens aufheben, wenn wir Gott verloren haben. Denn wie, wenn nun gerade unser Herz verarmt ist, wenn gerade das Herz des Menschen die Quelle aller Verarmung ist? Wie wenn gerade das Herz der Fruchtmaten, das Herzblatt der Wüste ist? Und von da aus die Wüste wächst? Dann verstehen wir die ganze Tiefe des Wehs: weh' dem, der Wüsten birgt!

Tolstoj hat gesagt: „Man kann leben, solange man vom Leben berauscht ist, aber wenn man nüchtern wird, sieht man, daß das alles Betrug ist.“ Es war ihm, als könnte er nach dieser Erkenntnis nicht weiterleben. Da war etwas zerborsten in seinem Innern. Es war, nachdem sein Bruder in seinem Arm gestorben war. Da wurde die Verzweiflung zur Wüste für ihn. Es kann auch die Eitelkeit sein. Ein Schmeichler der Umgebung Napoleons I. rühmte vor dem Kaiser einst die Pracht seiner Schlossanlage. Napoleon nahm eine Schere, durchschnitt den Samtüberzug eines Möbelstückes und herausquollen — Sägespäne. Ist das ein Bild so manchen Lebens? „Gleich wie einem Hungrigen träumt, daß er esse, wenn er aber aufwacht, so ist seine Seele noch leer; und wie einem Durstigen träumt, daß er trinke, wenn er aber aufwacht, so ist er matt und durstig.“ (Jes. 29, Vers 8.)

Alle Wüsten in uns und um uns haben ihren Ursprung darin, daß der Mensch in die Wüste der Gottesferne hinausging und mit Gott zerfiel. Diese Urgeschichte der

Menschheit wiederholt sich immer wieder in jedem einzelnen Menschenleben. Ist es unser Los, in unserem innersten Wesen einsam zu sein und die Ode als unseres Wesens innersten Kern zu tragen? Vor einigen Jahren sagte der große schwedische Schauspieler Anders de Wahl einem Journalisten: „Mir will scheinen, mein Leben sei ein Leben der Oberfläche gewesen und manchmal fürchte ich mich.“ Der Journalist wies die Frage zurück: „Wovon denn?“ Und Anders de Wahl entgegnete: „vor mir selbst.“ — Aber wird es uns nicht allen so gehen, wenn wir das Leben allein meistern wollen ohne Gott, ohne Christus? Unsere Seele sollte ja nicht allein sein, sie darf sein in Gott. Und darum müssen wir zurück zu Gott, zu dem lebendigen Gott, nicht zu mystischen Stimmungen, nicht zu irgendwelchen Ideen, nicht zu den Tiefen unseres eigenen Wesens, sondern zu dem lebendigen Gott. Gott hat es der Menschheit ein für allemal gezeigt: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ Das soll der heilige Entschluß der Adventszeit sein: Wir wollen die alte Königsstraße gehen aus Welt und Wüste zu dem heiligen Kindel. Bei ihm ist die Quelle des Lebens und in seinem Licht sehen wir das Licht.

Georg Christianen.

Vorweihnacht 1939 im Bunker

Ein Brief vom Westwall

Aber dem „grauen Wall“ im Westen steht nah und kalt der Herbst; Regen und niesende Fladen treibt er schneidend ins Gesicht der Männer, die, in Mantel und Zeitplan gehüllt, das Gewehr im Arm, hier an einer Hecke, dort auf einer Höhe, mit wachem Auge durch Finsternis und Nebel spähen. Wir anderen haben uns vor Sturm und Nässe in die Bunker verkrochen; da hocken wir mit feuchten Kleidern und lehmbelebten Stiefeln um den warmen Ofen, bei trüber Lampe, das Zeitungsblatt geht mitleidig von Hand zu Hand; dieser und jener schreibt an einem Brief, an einer Feldpostkarte. Tag um Tag, immer das gleiche Vereislein, Warten, Wachen. Kurz vor Sapfenstreich kommt das Kommando „Post empfangen“ durch den Fernsprecher. Dann laufen alle, sie rufen ausgelassen „hier“ und öffnen scherzend Brief und Päckchen; sie lesen vor und teilen von dem Wenigen den Kameraden aus. Dann tritt die Heimat zu den Frontsoldaten.

Auch ich mache gerade ein kleines Bündel auf; da liegen vor mir duftend grüne Lannen aus dem Heimataarten, ein paar bunte Bänder und vier rote Lichter; ein Kärtchen ist dabei: „Adventsgruß von zu Hause.“ Ich bin ein wenig verlegen, denn es scheint solch zarter Gruß nicht recht zu uns Soldaten hier zu passen, und hilflos stehen die grauen Männer um die bunte, grüne Liebesgabe. Doch einer springt da helfend bei, er hat's begriffen: „Kinder, morgen ist A d v e n t! Los! Kommt! Wir woll'n uns einen Adventskranz flechten! Ich kann's, ich weiß, wie man es macht. Ich hab's ja früher — früher, wißt ihr, als wir noch zu Hause waren, so oft getan.“

Und wir versuchen, ob wir's können, fangen an und legen Zweig zu Zweiglein, wir winden, binden — und mag's auch manchem, der unser Leben hier nicht kennt, so unsoldatisch scheinen — wir fangen's an und keiner lacht und spottet, nein, dieser kommt und greift mit zu, der andere gibt netten Rat, sie legen Brief und Karten aus der Hand und kommen aus den dunklen Winkeln in den kleinen Kreis, sie alle wollen helfen. Die Hände, die sonst hart die Waffen führen, sie winden, binden einen frohen, grünen Kranz. Der Kamerad, der still auf seinem Lager sitzt, greift zur Harmonika, und leise klingen die alten Advents- und Weihnachtsweisen; wir summen mit und singen — fast schüchtern singen wir das erste Weihnachtslied. — Da hängt er nun, mitten im Bunker, zwischen Stahlhelm, Gewehr und Gasmasken, der grüne Kranz. Das erste Licht strahlt auf und gibt dem engen, dunklen Raum so hellen, warmen Schein!

Was für ein Wunder geht von solchem Kränzlein aus! Es ist ein Grüßen von „zu Hause“, ein Gruß von Eltern, Frau und Kindern! Und es ist mehr: Es ist ein Leuchten

aus der „anderen Heimat“, ein Licht aus Gottes ewiger Welt! Ein Münden ist's vom Kommen einer großen Freude, die allen Volk — auch uns in Kampf, in Not und Sterben — widerfahren soll! Wir machen nicht viel laute Worte darüber — das ist mal nicht Soldatenbrauch. — Doch bei dem Duft unserer Lannen, beim Flackern unserer Kerzen, bei dem Singen unserer Lieder ahnen und wissen wir: Es ist Advent im Bunker! — Und alle Abende wird nun an unserem Kranz ein solches Lichtlein brennen und wird die Tage hell und leuchtend machen, auch wenn sie lüden und wir weiter-, weiterziehen —. Es ist Advent!

Martin Braun.

Ein Kinderbrief ins Feld

Lieber Vater!

Wie geht es Dir im Feld? Denkst Du auch oft an uns? Wie sieht es im Bunker aus? Hoffentlich bekommst Du zu Weihnachtszeit Urlaub. Aber Fris schreibt, ein paar müssen auch dableiben. Alle können nicht wea.

Auf dem Bild, das Du uns geschickt hast, hast Du richtig dicke Baden. Die Verpflegung muß bei Euch sehr gut sein. Oder ist sie es nicht? Mit dem Essen reichen wir auch gut aus.

Hans hat sich seine Bleisoldaten rausgesucht, die er erst nicht leiden konnte, und er sagt, wenn er groß ist, wird er auch Soldat. Mutter schimpfte erst, weil er ihr alles ungeduldet hat, aber schließlich fuchte sie auch mit. Seitdem Du weg bist, ruft Helga, wenn sie einen Mann sieht, „Papa“.

Kommen oft feindliche Flieger zu Euch? Habt Ihr schon welche runtergeschossen? Bei uns ist nichts vom Krieg zu merken. Na, Ihr post schon auf, daß keine Flieger herkommen, nicht, lieber Vater?

Wenn wir abends ins Bett gehen, denken wir immer an Dich und Deine Kameraden, weil Ihr auf Stroh schlafen müßt. Fris schreibt, er hat sich schon bald daran gewöhnt. Wir haben alle gelacht, weil er hier immer bis an die Nase unter die Bettdecke gekrochen ist. Mutter sagt auch, es schadet ihm gar nicht, daß er mal woanders ist. Krügers Maria hat neulich gesagt: „Na, daß wird deinem Bruder auch komisch vorkommen.“ Aber Mutter hat gleich gesagt: „Mein Junge weiß auch, worauf es ankommt.“

Mutter scheint viel an Dich zu denken. Sie sieht manchmal so vor sich hin, und wenn ich sie danach frage, sagt sie: „Das verstehst du nicht.“ Lieber Vater, Mutter geht es so, als ob Du hier wärest, denn jeden Gang, den Du gemacht hast, mache ich jetzt.

Lieber Vater, jetzt ist bald Weihnachten. Ich habe meinen Wunschzettel schon ausgeschrieben. Lieber Vater, Du wirst sicher auch Wünsche haben. Im nächsten Päckchen wi. Mutter einen Zettel mit reinton. Waren im vorigen Päckchen die Zigaretten noch ganz, oder war der Tabak schon draußen?

Mit den Arbeiten sind wir soweit fertig. Die polnischen Gefangenen sind auch noch hier. Der Wachmann geht sonntags immer in die Kirche. Ich bete abends immer: „Vater, laß die Augen dein über meinem Vetterchen sein, und über meinem Vater und über Fris.“ Mutter freut sich darüber, denn sie sagt, Ihr seid vielleicht manchmal so müde, daß Ihr gleich einschlafen müßt und nicht mehr beten könnt. Lieber Vater, ich bete aber immer für Dich und Fris, und daß Dich der liebe Gott beschützt.

Mutter ängstigt sich, wenn Du mal nach einer Woche nicht schreibst, aber ich sage immer, die Soldaten haben nicht soviel Zeit zum Schreiben. Ich muß Dir noch soviel erzählen, wenn Du auf Urlaubst kommst. Nun, lieber Vater, muß ich aufhören, weil ich ins Bett muß.

Viele Grüße an Dich und Deine Kameraden

von Deiner Lise.

Viele Grüße auch von Mutter, Hans und Helga.

Lieber Vater! Greif hat neulich ein Mäuschen gefangen, aber er wollte es nicht fressen.

Die neue Ordnung

Allmählich nimmt das zukünftige Europa, wie es nach dem Endstieg unserer Waffen wird, deutlichere Umrisse an. Es wird eine völlig andere Gestalt haben als jenes, das in den Pariser Vorverträgen nach dem Weltkrieg geschaffen wurde. Damals wurden Grenzen gezogen, die den Häder verewigen sollten. Das Reich wurde verstümmelt. Was zusammengehörte und zusammenwollte, wurde auseinandergerissen. Neue Staaten wurden errichtet, die das Zeichen der Lebensunfähigkeit auf der Stirn trugen. Die Völker Europas wurden in Privilegierte und Nichtprivilegierte, in Besizer und Hobenichise, in Bewaffnete und Waffenlose geteilt. Die Folge waren Not und Elend. Die Wirtschaft verfiel. Eine politische Krise jagte die andere. Mißtrauen und Unsicherheit hielt die begünstigten, Groll und der unbändige Wille nach Freiheit und Recht die enterbten Nationen in ihrem Bann. Das böse Gewissen derer, die jene Diktate schufen, lasteten wie ein Fluch auf unserem Erdteil. Er war der friedloseste unter allen Kontinenten.

Das alles wird nun anders werden. Wo immer die Geister der Vergangenheit vertrieben wurden und die Mächtenmächte die Leitung übernahmen, da wuchsen Befriedigung und Sicherheit. Einfügung der kleinen Völker in größere, naturgegebene Zusammenhänge. Herstellung einer übergreifenden wirtschaftlichen Gemeinschaft. Blutende Grenzen werden geheilt. Ein Recht erworbenes Gut wird zurückgegeben. Quellen des Streites werden ausgeräumt. Die Geister entspannen sich. Ein Gefühl gemeinsamer Verantwortung und Zusammengehörigkeit ist im Werden. Wir sehen in all diesen Wandlungen die gentiale Hand des Führers, der in gewaltiger Architektur Europa eine neue Ordnung schenkt. Sie wird dauerhafter sein als die alte. Denn sie ist nicht auf imperialistischer Machtgier, nicht auf Haß und Verblendung aufgebaut, sondern will jedem Volk zur freien Entfaltung seiner Art helfen. Sie ruht auf den gottgegebenen Grundlagen des Volkstums und wird darum den innersten Notwendigkeiten völkisch-geschichtlichen Daseins gerecht. Sie will die Nationen nicht gegeneinander auspielen, um ihre Zwietracht dann nach englischem Muster politisch auszunutzen, sondern will sie zusammenführen zu fruchtbarem Austausch der Gaben und Leistungen.

So dürfen wir einer Zukunft entgegensehen, die im Zeichen des Friedens und aufbauender Arbeit steht. Aber daß wir dabei etwas Wichtiges nicht vergessen: Die große politische Ordnung, die der Führer Europa gibt, fordert auch entsprechende Menschen. Der äußeren Ordnung muß die innere Ordnung, die Ordnung der Herzen, zur Seite treten. Und jeder von uns ist hier gerufen und hat eine Aufgabe an seinem Platz. Daß wir diesen Auftrag nicht geringschätzen! Es kommt auf jeden an. Und als Christen wissen wir, daß uns in der Zuht und Gnade Gottes immer neu die Kräfte zufließen, die unsere Herzen ordnen und was geschieht machen zu jeglichem Werk im Zeitlichen und im Ewigen.

Sachwalter des Christentums

Daß das britische Weltreich einmal eine geschichtliche Aufgabe erfüllt hat, ist von deutscher Seite niemals in Abrede gestellt worden. Im Gegenteil, die Bemühungen des Führers um Frieden und sogar Freundschaft mit England, die bis zum Tage der letzten Möglichkeit angebauert haben, sind geschah, um diesem Reichsgebilde die Möglichkeit zur Teilnahme auch an einer neuen Ordnung der Welt nicht zu verschließen. Diese aber ist eine Lebensnotwendigkeit nicht nur für Deutschland, sondern für fast alle Länder der Erde. Sogar solche, die unter britischer Hoheit stehen, sind mit darunter. Die Geschichte hat uns zum Schrittmacher der neuen Ordnung gemacht. Es gibt in solchen geschichtlichen Fällen nur eine Möglichkeit der Staatskunst, die England offenstand. Zu erkennen, was ist, und sich danach einzurichten.

Der Kurs der neuen Zeit ist lange vorher allen Steuerleitern der Welt offenkundig gemacht worden, und der Zug fährt mit weit vorausstehenden Scheinwerfern. Die Verantwortung für das, was sich jetzt begibt, trägt derjenige, der es fertiggebracht hat, sein Volk vor die Häder dieses

plattmäßig fahrenden Zuges zu werfen. Die deutsche Politik hat dessen Lokomotive sogar noch mit Schienenräumern versehen. So kam eine Reihe der Völker heil oder mit geringen Stößen davon.

Und die gesamte Neuordnung wäre überhaupt ohne Krieg, also ohne einen einzigen Blutstropfen möglich gewesen! Aber England wollte den Krieg und behauptet nun, der Sachwalter des Christentums in der Weltgeschichte zu sein.

Ein Beweis deutscher Kraft

Ein Beweis der inneren Stärke und Kraft des Reiches mitten im Kriege ist das im Auftrag des Führers durch den Reichsleiter der DAF, Dr. Ley in Angriff genommene große Aufbauprogramm einer umfassenden wirklichen Altersversorgung des deutschen Volkes. Das neue Gesetzwerk soll nach dem Wunsch des Führers „ein Werk des Aufbaues der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft sein, das unser Volk für alle Zeiten an den gemeinsamen Kampf der Front und der Heimat um die Freiheit und Unabhängigkeit des Großdeutschen Reiches erinnert!“ Ein Stück wahrhaftigen Sozialismus wird hier Wirklichkeit werden! Wer seine Pflicht als Bürger dem Reich gegenüber erfüllt und ehrlich seine Arbeit getan hat, der soll einen Anspruch haben auf eine ausreichende Versorgung bei Arbeitsunfähigkeit und an seinem Lebensabend. Keine Rentenversicherung ist dazu erforderlich. Die Idee der völkischen Kameradschaft, der gegenseitigen Verpflichtung von Volksgenossen und Volksgemeinschaft beherrscht das neue große Werk. Der Staat trägt in Zukunft die Sorge für den Lebensabend seiner Bürger, daher wird die Aufbringung der Mittel für diese Versorgung nicht mehr die Sache der einzelnen Versicherten, sondern die Aufgabe der ganzen Volksgemeinschaft sein. Ein wahrhaft großes Werk, das in der Welt ohne Beispiel ist, wird hier dem deutschen Volk nach dem Siege besichert werden!

... durch Zeit und Raum

Ein Staubkorn im Weltall

Wenn wir nachts bei klarem Wetter ins Freie treten, sehen wir den Himmel wie überfüllt mit einer Fülle glitzernder Sterne. Die Astronomen schätzen die Gesamtzahl der Weltkörper auf ungefähr 30 Billionen. Ungeheure Räume, deren Weite für uns nicht begreifbar ist, trennen die einzelnen Sterne voneinander. Stellen wir uns die Sterne einmal als einzelne Staubkörner vor, so mühten wir, um auch nur die Verhältnisse in den sternreichsten Gegenden des Himmels nachzubilden, von Staubkorn zu Staubkorn einen guten halben Kilometer Abstand lassen. Wollen wir aber die Verhältnisse des Gesamttraumes mit seinen sternärmeren Teilen in Betracht ziehen, so mühten wir die durchschnittlichen Abstände der einzelnen Staubkörner auf 150 Kilometer erhöhen. Die Wissenschaft weiß noch nicht, ob die Erde, dieses winzige Staubkorn im Weltall, wirklich das einzige Gebilde ist, das vernunftbegabte Wesen trägt. Die Gelehrten werden sich weiter mit dieser Frage beschäftigen. Ob sie jemals mit Sicherheit entschieden werden kann, erscheint mehr als zweifelhaft. Sie ist auch keine Frage des Glaubens. „Aber eins wissen wir“, schreibt Pastor Dr. Waring in einem Aufsatz „Christentum und neues kosmisches Weltbild“ („Schönere Zukunft“, 1940, 51/52), „daß uns der Schöpfer auf der kleinen Erde eine wohlliche Stätte für unser Diesseitsleben bereitet und für das Jenseits zu Teilnehmern an seiner göttlichen Herrlichkeit erwählt hat und daß ihm auch unsere kleine Erde nicht zu unscheinbar war, um darauf Mensch unter Mensch zu werden. Hat er noch denkende und wollende Geschöpfe anderswo geschaffen, so hat er auch für diese väterlich gesorgt, aber er hat uns darüber nichts geoffenbart und uns, wie es scheint, auch die natürliche Möglichkeit verschlossen, darüber etwas zu erfahren. Damit müssen wir uns wohl bescheiden. Ob bewohnt oder unbewohnt, ob nur von uns oder auch anderen Geschöpfen, rühmen doch die Himmel des Ewigen Ehre und trägt ihr Schall seines Namens Ehre durch Zeit und Raum.“

„Wir blieben“

Es mußte Lesegottesdienst gehalten werden. Der Pfarrer gab dem Kantor ein Predigtbuch. Bis in die Außendörfer war es nicht gedrungen, daß der Pfarrer nicht am Orte war. Es kam auch eine Mutter mit ihrem 15jährigen Jungen. Die Mutter erzählte hernach: „Wir wollten umkehren, weil der Pfarrer nicht da war. Aber nun schämten wir uns, wegen des Lesegottesdienstes herauszugehen. Wir blieben. Wir hatten nicht gedacht, daß ein Lesegottesdienst so feierlich sein kann. Wir freuten uns, daß wir dageblieben waren.“ — Als der Pfarrer nach einiger Zeit vom Kirchendiener das Predigtbuch einforderte, sagte dieser: „Ich habe es in den Nächten halb ausgelesen.“

Das neue deutsche Aufbauprogramm

Es gibt eine ganze Reihe von Gegensätzen zwischen uns und England. Aber kein Gegensatz springt so in die Augen wie der auf sozialem Gebiet. Das war schon so vor dem gegenwärtigen Kriege, und deshalb waren wir Deutsche den Engländern auch so unbehagen. Nun wird dieser alte Gegensatz noch vergrößert durch die Bekanntheit des neuen deutschen Sozialwertes. Jeder deutsche Mensch soll einen sorgenfreien Lebensabend haben. Es soll sich niemand mehr um sein Alter sorgen. Wie er für sein Volk einstecken mußte, so soll nun das Volk bei Verminderung seiner Arbeitskraft für ihn einstecken. Wir können dem Führer nur dankbar sein, daß er mitten im Kriege solch umfassendes Werk vorbereiten läßt, ein Werk, das einzig und allein sich an unser Volk wendet, das aber zweifellos seinen Einfluß auch auf andere Völker haben wird. Wir reden nicht bloß von Sozialismus, sondern leben ihn vor.

Aus Findlingen der Eiszeit

Frieslands Wehrkirchen

Seit Jahrhunderten steht sie da auf hoher Wurt, die friesländische Wehrkirche, breit, wuchtig, turmlös. Aus mächtigen Findlingen der Eiszeit erbaut, verkörpern diese Gotteshäuser, die sich aus den friesisch-jewerländischen Dörfern nahe der Nordseeküste erheben, die Natur jener Landschaft. Die meisten entstanden in Friedenszeiten nach schweren, ruhmvollen Kriegen. Einen Aufschluß über Frieslands Wehrkirchen („Kunst und Kirche“, 1940, 4) schließt Kurt Fiffen: „Diese trutzigen Kirchenbauten Frieslands geben der Landschaft ein eigenes Gepräge. Sie stehen fest mit dem Boden verbunden, Sinnbild des Menschenalters, der dort heimisch ist.“

Fröhlicher Glaube

Gott ist uns die allererste Tatsache, Wirklichkeit, Unwahrheit, die Voraussetzung alles Seins. Er ist die letzte Gegebenheit. Die Bibel drückt das so aus, daß jedes Kind es verstehen kann: „Am Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde.“ Gott wird also nicht bewiesen; er wird anerkannt. Diese Anerkennung der Unwahrheit kann man schon Glauben nennen. Man dürfen wir nicht vergessen, daß, wenn unser Neues Testament dies Wort gebraucht, außerdem noch viel mehr darin liegt. Dies nämlich, daß Gott unser Vater ist, von dem wir uns alles Guten versehen dürfen. Wer nun die große Voraussetzung, die Gott heißt, anerkennt, dem kann man viel beweisen. Zum Beispiel, daß es eine Ewigkeit gibt. Dem kann man auch beweisen, daß es etwas gibt, was man am besten und richtigsten mit dem Namen Sünde, Schuld bezeichnet. Wenn es einen Gott gibt, dann gibt es auch Sünde! Aber es gibt nicht nur den offensichtlichen Gott, es gibt auch eine Verborgenheit Gottes. Ich glaube, es ist gut, daß es Rätsel gibt, die unsern klugen Verstand in den Schranken der Bescheidenheit halten, die aber für unsere Gesamteinstellung und unser Tun und Lassen eine wichtige Aufgabe darstellen. Es gibt nämlich Rätsel im Leben, die löst man durch die Tat, nicht mit dem Verstand.
Lic. Dr. Herbst

Kurznachrichten

In Celle starb Lehrer i. R. Heinrich Bethmann (früher Evertsen bei Gülze), der 40 Jahre lang in seiner Gemeinde für die Verteilung des Sonntagsblattes sorgte, das er selbst über sechzig Jahre gelesen hat.

Zu seiner 30. Jahrestagung (7. bis 12. Oktober) lädt das Apologetische Seminar der Luther-Akademie in Sandershausen ein, das, 1909 in Wernigerode gegründet, später nach Helmstedt übersiedelte und seit 1932 eine Abteilung der Luther-Akademie bildet. Wie in früheren Jahren hält den Festgottesdienst der Gründer und Vorsitzende des Seminars, Generalsuperintendent D. Blau, Vöfen.

Eine Matthias-Claudius-Feier in der Aggidienkirche zu Nürnberg hat ein so freundiges Echo gefunden, daß sie in der dortigen St. Michaeliskirche wiederholt werden soll.

Hamburg-Wellingbüttel

Gottesdienste in den W Bethnachts- und Neujahrstagen:

Sonntag, den 22. Dezember (1. Advent):

10 Uhr Gottesdienst; 11.30 Uhr Kindergottesdienst.

Montag, den 23. Dezember:

15 Uhr Weihnachtsfeier des Kindergottesdienstes.

Dienstag, den 24. Dezember: 15 Uhr Christvesper.

Mittwoch, den 25. Dezember (1. Weihnachtstag):

10 Uhr Gottesdienst.

Donnerstag, den 26. Dezember (2. Weihnachtstag):

10 Uhr Gottesdienst.

Sonntag, den 29. Dezember (Sonntag nach Weihnachten):

10 Uhr Gottesdienst.

Dienstag, den 31. Dezember:

15 Uhr Gottesdienst; anschließend Abendmahl.

Mittwoch, den 1. Januar 1941 (Neujahr):

10 Uhr Gottesdienst.

Die Konfirmanden, die nach Süd- oder Mitteldeutschland vertrieben sind, müssen sich dort mit dem nächsten evangelischen Pastor in Verbindung setzen, damit sie am Konfirmandenunterricht teilnehmen können. Es ist anzunehmen, daß der dortige Aufenthalt monatelang dauern wird und daß sie zur Konfirmationsfeier hierher zurückkehren. Diese kann zu Ostern nur stattfinden, wenn sie am Konfirmandenunterricht ihres jeweiligen Aufenthaltsortes teilgenommen haben.

Der Gottesdienst am Totensonntag erhielt diesmal eine besondere Form. Ursprünglich war für den Nachmittag ein Kirchenkonzert geplant. Aber da man die Dunkelheit und die Verdunkelung vermeiden wollte und die frühen Nachmittagsstunden vielfach zum Besuch der Gräber benutzt werden, entschloß man sich, das Konzert mit dem Gottesdienst zu verbinden. So entstand eine Feier, die musikalisch besonders reich untermauert und durchwoben war. Außer einer Sängerin (Annamarie Sotmann) wirkten nur hiesige Kräfte mit; der Kirchenchor und ein neugebildeter Instrumentalkreis unter Leitung unserer Organistin, Frau Meuthien. Daß der musikalische Dienst fast ausschließlich aus der Gemeinde selbst gestellt wurde, gab der Feier ihren inneren Wert. Wenn auch der Gottesdienst auf diese Weise eine ungewöhnliche Länge erhielt, so ist doch zu wünschen, daß ähnliche Feiern, in der Gebet, Wort und Klang sich vereinen, auch späterhin stattfinden.

Wer Neigung hat, an dem neuen Instrumentalkreis mitzuwirken, der werde sich an unsere Organistin, Frau Meuthien (Tel. 23 22 33).

Pastor Scheuer, der am Totensonntag die Predigt hielt, mußte nach am selben Tage seinen Urlaub plötzlich unterbrechen, da er an einem Offiziersausbildungskursus teilnehmen soll.

Die Leiterin der Evangelischen Frauenhilfe, Frau M. Ahrens, ist fernmündlich unter 23 09 77 zu erreichen.

F. R. Pastor i. R. Voel,
Waldstraße 39. — Tel. 59 54 85.



Gemeindeblatt

der

Lutherkirchengemeinde

Hamburg-Wellingbüttel

Jan./Febr.

Der Herr ist mein Hirte; mir wird nichts mangeln Psalm 23, 1

1941

Die Losung des Jahres

Suchet den Herrn, so werdet ihr leben! (Amos 5, 6)

Ein schöner Gruß für das neue Jahr! Er enthält eine Mahnung und eine Verheißung. Er nimmt einen geradezu bei der Hand und sagt: komm' mit; du wirst sehen, so ist es richtig, — so wirst du frei und lebensfroh. —

Es ist ein schönes und wahres Wort von Christian Morgenstern: „der Gott aufgibt, der löscht die Sonne aus, um mit einer Laterne weiterzuwandern.“ — Er hat keinen Orientierungspunkt mehr. Die Laterne kann ja wohl ihn selbst beleuchten. In ihrem Licht kann er seine eigenen Beine sehen und den Weg, dem er die nächsten Schritte anvertrauen will. Aber er sieht nicht, wohin er geht und woher er kam.

Wenn wir Gott aufgeben, gibt es ja wohl allerlei Laternen im Leben, mit deren Hilfe wir versuchen können, zurechtzukommen. Aber wir haben dann das Licht der Welt verloren. Wir tappen in der Finsternis ungezählter Rätsel, die uns manchmal fast erdrücken können. Wir wollen sie müssen doch aber klar und deutlich sehen, wohin es mit uns führt. Es muß doch ein großes Ziel da sein, auf das hin wir geschaffen sind, und nicht nur wir, sondern auch die Welt. Sonst wäre ja die Welt, unsere Erde und all ihr Leben aus einem Zufall entstanden. Daß ein deutsches Volk da ist, daß du, mein Leser, da bist, daß ich da bin, — das hat dann keiner gewollt. Es ist alles reiner Zufall. Es ist keine Macht da, die wirklich etwas im Sinne mit uns hat. Wir wären mit allem Leben, mit unserer ganzen Zukunft einem Zufall ausgeliefert. Keiner bestimmt darüber, ob und wann dieses Leben zu Ende sein soll, — ob und wann die Elemente des Alls außer Rand und Band geraten, — alles das wäre Zufall. Dahinter lauert Sinnlosigkeit und Tod. —

Nun ist ja aber die Botschaft des Lebens, die Botschaft von dem lebendigen, ewigen und allmächtigen Gott zu uns gekommen. Wie stark wird unser Leben, wie geboren mitten im Ertum, wie zielicher mitten im Hin und Her, wenn wir uns ihm anvertrauen, und wissen, daß alles, alles, das Kleinste und das unendlich Große unter seiner bewussten Führung steht! —

„Mir ist ein großes Wunder geschehen“, schreibt am 30. Juni 1917 in seinem asiatischen Exil Max Dauthendey, dessen Tagebücher, Briefe und Aufzeichnungen unter der Überschrift „Letzte Reise“ eine hohe Kunde von Heimweh und Erfüllung zu uns bringen. „Ich habe heute morgen erkannt, daß es einen persönlichen Gott gibt. Ich möchte den heutigen Tag mit Gold und Purpur in den Weltkalender

der Menschheit eintragen. Die Menschen leben anders aus, die Tiere, die Hunde, die Hühner, die Schwalben, die Blumen, die Wolken, die Dinge, alles, alles Lebende, sieht auf einmal für mich anders aus seit heute morgen. Hinter allem steht das persönliche Ich Gottes. Es ist ein Ziel in allem. Mir ist, als hätte man mir auf einmal die Augen, den Geist, das Herz, den Leib, den Mut, die Lebensfreude klargewaschen. Wie bin ich stark, sicher, zufrieden, endlich nicht bloß mit der Ahnung Gottes mich zufriedenzugeben, sondern mit der Erkenntnis der persönlichen Anwesenheit Gottes im Weltall.“

Gott, der Lebendige, will dem einzelnen begegnen, er ruft die Menschheit und Völker zum Leben. Er waltet mit seinen ewigen Gedanken auch über unserm lieben deutschen Volk, über seinem Kämpfen und Ringen, seinem Arbeiten und allen seinen hohen Hoffnungen. Wir dürfen es alles unter seinen segnenden Händen wissen. Wir glauben an Gott den Vater, den Allmächtigen, Schöpfer Himmels und der Erde.

Wie wird und entsteht solcher Glaube? — Er entsteht immer da, wo Glaube an Christus ist. — Denn dann sehen wir Gott ins Herz und fühlen den Herzschlag seiner Liebe. Darum wird auch Christus als der einzige Weg zu Gott gepredigt. Wir Menschen haben diesen Weg nicht gebahnt, sondern Gott selbst. Wir haben das Evangelium nicht erfunden, sondern es kam zu uns. Gott hat seinen Sohn in die Welt gesandt, daß wir durch ihn leben sollen. Er ist die Brücke zwischen uns und Gott. — Wir können von uns aus nicht die Brücke zum Reiche Gottes schlagen, wir können von uns aus keinen festen Fuß fassen auf dem anderen Ufer. All die tiefen, kühnen und weiten Gedanken der größten Denker können nicht dorthin ziehen und den Boden fassen. — Alles tiefe Fühlen innerlichsten Dichtens der Seele, auch alle wortlosen Lieder, die erregendste Musik ohne Worte kanten uns nicht auf ihren Fittichen hinübertragen in das Land des Wesens und der Wahrheit Gottes. Sie würden keinen Ort finden, da ihr Fuß ruhen könnte. Nur einer kann uns hinüberfahren, daß es uns ist, als kämen wir nach Hause; nur einer kann machen, daß wir Gott finden: Christus! Er ist der Weg.

So wollen wir füreinander erbitten, daß Christus durch den Glauben wohnen möge in unserem Herzen und wir begreifen möchten die unendliche Breite und Länge, die Tiefe und die Höhe des Heils, das uns in Christus gegeben ist. —

(Les: Eph. 3, 13—21.)

Bessa Christianen.

Ein Blatt wird umgeschlagen

Wieder wurde ein Blatt im Buch unseres Lebens umgewendet. Das Jahr 1940 ist gewesen. Wenige Jahre sind es betrachtet mit Volksgeschicklichen ausgreifendster Art in die Geschichte eingegangen wie dieses. Es wird im Gedächtnis unseres Volkes als ein Jahr gewaltigster Erfolge in einem gewaltigen Ringen fortleben. Denken wir an die Empfindungen, die uns beim Abschied vom Jahr 1939 besetzten! Damals standen wir noch am Anfang des Krieges. Polen war niedergeworfen. Aber die Auseinandersetzung mit den Hauptgegnern hatte noch nicht begonnen. Drohend stand die Maginotlinie im Westen. Und dahinter das intakte Millionenheer einer der stärksten Militärmächte der Welt. Wie wird der Kampf mit ihm verlaufen? Und welche Opfer wird er fordern? So fragten wir uns damals. Jetzt wissen wir die Antwort. In wenigen gewaltigen Schlägen wurden die feindlichen Heere und ihre Festungen zerbrochen. Norwegen, Holland, Belgien, Frankreich — ein einziger Triumphzug der deutschen Waffen. Heute sind die Dünker des Westwalls verlassen. Dafür stehen deutsche Soldaten an den Küsten des Atlantischen Ozeans und bis hinauf in die Eisregionen des Nordmeeres auf der Wacht. Wenn wir das alles überschlagen und dazu die geringen Opfer, die diese Siege kosteten, dann können wir nur immer danken: dem Führer und seinen Mitarbeitern, unserer Wehrmacht und allen, welche die deutschen Waffen schmiedeten und führten. Und unsere Herzen loben den, der über allem Gehehen waltet und dem Vollen das Vollbringen gab. „Der Herr hat Großes an uns getan; des sind wir frohlich.“

Noch ist der Krieg nicht zu Ende. In seinem Zeichen treten wir auch ins nächste Jahr hinüber. Aber mag die Entscheidung rasch erzwungen werden oder noch längere Zeit auf sich warten lassen: wir gehen ihr zuversichtlich entgegen. Wir waren Zeugen der ungeheuren Kraft, deren unser Volk fähig ist. Wir haben das Vertrauen zu Führung und Wehrmacht, daß sie alle noch ausstehenden Aufgaben lösen werden, wenn die Stunde dafür gekommen ist. Einstrahlen sind wir aufs Warten angewiesen. Aber dieses Warten ist erfüllt von Hoffnung und rastloser Arbeit. Und der Verzicht auf so manche Annehmlichkeit der Friedenszeit wird uns leicht, wenn wir daran denken, daß wir berufen sind, weltgeschichtliche Entscheidungen durchzusetzen, bei denen es um Leben und Freiheit unseres Volkes und der kommenden Generationen geht.

Am Jahresende umfassen unsere Gedanken in der Erinnerung noch einmal alle die großen und kleinen Erlebnisse, die uns diese zwölf Monate in unserem Lebenskreis gebracht haben. Wir sind ja auch hineingeflochten in den Ablauf der mächtigen Erschütterungen der Zeit. Es sind nicht wenige unter uns, die um einen Gefallenen trauern. Sie sollen wissen, daß sie nicht allein sind und daß ihnen unsere Liebe und Fürbitte gehört. Andere können auf Erfahrungen wunderbarer Bewahrung zurückschauen. In den Stürmen des Krieges kann man die schirmende Hand Gottes wohl deutlicher spüren als im Frieden, wo wir auf ebenen Wegen gehen und uns mit tausend Sicherungen umgeben können. Sehen wir zu, daß uns solche Erfahrungen zu Antrieben eines Lebens werden, das sich in der Begegnung mit Gott täglich erneuert in Dank, Vertrauen und Gehorsam. Bei uns allen hat sich der äußere Lebensstil verändert. Der Krieg hat andere Geise als der Frieden. Er ist hart und fordert Härte. Er lenkt alle Kräfte auf ein Ziel hin und läßt keine Zeit zu müßigen Spielereien und Zerstreuungen. Das Jahr 1940 stand im Zeichen angespanntester Arbeit. Und im nächsten Jahr wird es nicht anders werden. Ist darum eine solche Zeit leerer, freudärmer und weniger „lebenswert“ als ein Friedensjahr? Nur der könnte dies behaupten, der den Wert des Lebens am Maß genossener Vergnügungen mißt. Wir aber wissen, daß das Leben mehr wert ist: Leistung, Dienst am Nächsten und in der Volksgemeinschaft, Erfüllung der Aufträge Gottes, Sucht und Heiligung. Drum verstehen wir die Kriegszeit als eine Zeit besonderer Bewahrung und wollen zuleben, wie wir darin wachsen und reifen können. Auch der Krieg ist in seiner Art ein Ruf Gottes an die Menschen. Und wer den Sinn der Zeit begreift und sich als Werkzeuge Gottes in sie hinein-

stellt, der wird auch innerlich reich und kann mehr dienen und leisten und also seinem Leben einen bleibenden Wert geben, als in den ruhigen Jahren des Friedens.

Für diese Stunden des Abschieds vom alten Jahr, in denen sich die Seele schon stille dem Kommenden zukehrt, hat uns die Schrift ein gutes Wort gegeben, daß uns über die Schwelle des Jahres begleiten soll: „Seid nicht träge in dem, was ihr tun sollt. Seid brünstig im Geiste. Schicket euch in die Zeit. Seid frohlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet“ (Röm. 12, 11 f.). In diesen kurzen Mahnungen liegt alles beschlossener, was wir brauchen.

Die tiefste Quelle, aus der sie strömen, ist mit dem Wort angedeutet: „Seid brünstig im Geist!“ Es muß ein Brennen, eine Glut in unserer Seele sein. Ein Brennen um Christus. Also nicht bloß ein konventionelles Verhältnis, ein loser Gelegenheitsverkehr mit ihm. Er muß in uns sein — als der Lebendige, von dem wir uns in allen Wechselfällen des Lebens führen, mahnen, befreien, lieben lassen können. Es soll zwischen ihm und uns im Geben und Nehmen, Helfen, Heilen und Danken ein inniges Verhältnis sein, so daß unsere Seele von einem Brand erfüllt ist. Hüten wir aber die Glut, daß sie nicht zur Asche werde! Es hängt viel daran. Darum die andere Mahnung: „Haltet an am Gebet!“ Veten ist Zwiesprache. Daß wir durch Christus die Vollmacht zum Gebet bekommen haben, ist eine herrliche Gabe. Wir dürfen immer mit Gott reden. Das ist keine lästige Pflicht und auch nicht etwas, was man in ein paar Minuten zu einer bestimmten Zeit des Tages abzumachen hat. Unser ganzes Leben in Arbeit und Ruhe, Freude und Leid will vom Gebet durchzogen sein, und sei es auch nur ein Stimmeln des Geistes und ein stetes Wissen um Jesu Nähe. Das Gebet lenkt nicht ab von der Arbeit, sondern sammelt den Geist, macht ihn stark und strafft ihn zur Tat.

Aus dem Brennen der Seele um Christus und aus dem betenden Verbundensein mit ihm fließt alles andere. Da ist die Erfüllung unserer täglichen Pflicht im Beruf, Familie und Volksgemeinschaft: „Seid nicht träge in dem, was ihr tun sollt.“ Da ist die Kraft und Willigkeit, mit einem seelisch bereiten Ja in die Verhältnisse einzugehen, wie sie der Krieg notwendigerweise mit sich bringt: „Schicket euch in die Zeit!“ Da ist die helle Zuversicht zu Gottes Führung, die unser Hoffen durchleuchtet, daß es sich nicht mit gramlichem Wenn und Aber belastet, sondern freudig bleibt und diese Freude wiederum in neue Kraft zum Wirken umsetzt: „Seid frohlich in Hoffnung.“ Da ist endlich die unerbredliche Festigkeit der Seele, die auch, wenn persönliches Leid kommt, nicht lahm oder mühselig wird, sondern nun erst recht aushart, trägt und schafft: „Seid geduldig in Trübsal.“

Das alles kommt aus dem Brennen des Geistes. Da solches Glühen im Herzen ist, macht das Geben des Christenlebens aus. Darum noch einmal: Hüten wir diese Flamme!

Wir sind durch das Tor des Jahres 1941 geschritten. Neuem Kampf geht es entgegen. Neue Erprobungen warten auf uns. Aber uns ist auch die Kraft gegeben, daß wir sie siegreich bestehen können. Abschied und Neuanfang stellen wir darum vor Gottes Angesicht. Ihm befehlen wir unser Volk und unsere Lieben, die draußen stehen. Betend gehen wir über die Schwelle. Und dann wieder frisch ans Werk: Mit Gott wir wollen Taten tun. sop.

„Unser feiner lebt sich selber!“

Die silberne Siebel des abnehmenden Mondes hängt noch hoch am bläulichen Morgenhimmel. Die vom Nachtreis überzogenen Dächer der Häuser am Rande der stillen Vorstadtstraße glänzen silberweiß. Die Sterne verlieren nur langsam ihren goldenen Glanz.

Schritte klingen hinter mir im Dunkel auf, ungleichmäßig, schleppende, leise, schlürfende Schritte. Ich wende mich um, kann aber in der Dämmerung noch nicht mit Sicherheit erkennen, wer hinter mir ist, und bleibe einen Augenblick wartend stehen. Ich habe mich nicht getäuscht: Es ist mein Nachbar aus einem der Nebenhäuser und alter Kriegslamerad, der — selbst schwererwundet in den Kämpfen des

Weltkrieges — jetzt den einzigen Sohn verloren hat. Bei Menin in Flandern haben sie ihn zur ewigen Ruhe gebettet. Dort schläfe es mit zwei seiner Kameraden unter dem schlichten braunen Kreuz aus Holz. Ich kenne das Grab von dem Lichtbilde her, das Kameraden den Eltern geschickt haben. Aber dem Wanddrücker, in dem der Sohn Bilder und Bücher aufbewahrte, hängt sein Bild, und vor dem Photo des Grabes in Flandern liegt seine kleine Taschenuhr. Ein Kamerad hatte sie den Eltern überbracht. Er hatte ihnen dazu erzählt, daß er noch unmittelbar vor seinem Tode, in dem Augenblick, da das Geschütz unter schwerstem feindlichen Artilleriefeuer lag, durch seine unerschütterliche Ruhe ein Vorbild gewesen sei! Stockend und zögernd, wie von innerer Scham gehemmt, hatte der Kamerad hinzugefügt, daß sie wohl früher manchmal über ihn und seine Bibel gelächelt hätten, daß das aber anders geworden wäre, nachdem sie zum ersten Male im Feuer gelegen. Durch seinen unbeirrbarsten Glauben habe er ihnen manchmal geholfen. Gott hatte ihm einen leichten Tod geschenkt. Ein Granatplitter hatte ihn ins Herz getroffen, er war sofort tot gewesen. Die Frau nahm die Bibel in die Hand und schlug sie auf. Auf der ersten Seite standen die Worte aus dem Römerbrief 14, 7—8: „Unser keiner lebt sich selber, und keiner stirbt sich selber. Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn.“ Ich schwieg, sie brauchten meinen Zuspruch nicht, einen besseren Trost konnte ihnen niemand geben.

Ich mußte an jene Stunde denken, als wir nebeneinander her durch den dämmernden Morgen schritten. Ich wußte, daß der Freund infolge des fehlenden rechten Armes und meines schon lange keiner Tätigkeit mehr nachging. Ich wunderte mich darum, wohin er in dieser frühen Morgenstunde schon wolle. „Für so ein bißchen Schreiberei ein paar Stunden am Tage langt es auch noch bei mir! Wir müssen halt alle tun, was in unseren Kräften steht. Aber wichtiger noch, als das bißchen Schreibewerk ist mir die andere Arbeit, zu der mich der Oberarzt herangezogen hat: Es sind einige junge Kameraden dort, denen es genau so geht wie mir. Wir versuchen ihnen zu helfen, der Arzt und ich, jeder auf seine Weise. Sie sehen es ja, daß ich ihnen nicht bloß schöne Worte vorrede, sondern daß ich dasselbe durchgemacht habe wie sie, und daß ich damit fertig geworden bin!“

Wir hatten die Straßenbahnhaltestelle erreicht. Ich half dem alten Kameraden einsteigen und ging allein weiter.

Seine Worte ließen mich nicht wieder los. Konnte er den jungen Kameraden einen besseren Dienst leisten, als Kamerad und Helfer in der Gemeinschaft derer sein, die das gleiche Schicksal zu tragen hatten? Kamerad in einem trotz allem froh bejahten und erfüllten Leben? ... „Unser keiner lebt sich selber!“
Ernst B a o r k.

„Dafür muß Zeit sein“

Dem Mitarbeiter einer Stadtmision fiel vor kurzem ein Besucher der Bibelstunde auf, den er bisher noch nicht gesehen hatte, der nun aber regelmäßig und treu kam. Der Pfarrer erkundigte sich nach Namen und Anschrift des Mannes und suchte ihn in seiner Wohnung auf. Er fand einen in Heimarbeit für ein Geschäft arbeitenden Schneidemeister, der ihn erfreut empfing, aber bat, zu entschuldigen, daß er weiterarbeiten müsse; die Arbeit habe sich, wohl aus Mangel an verfügbaren Kräften, so gehäuft, daß er keine Minute aussetzen könne. Er erzählte dem Gast aus seinem Leben, und wie er, der fern von Gott erzogen war, durch besondere Erlebnisse und ein großes inneres Erschrecken nach Gott zu fragen begonnen hatte und seither zu den Bibelstunden gefunden habe. Als der Besucher sich verabschiedete, meinte er, bei so starker Beschäftigung werde der Meister wohl zur nächsten Bibelstunde nicht kommen können; aber wie würde er bekümmert, als die rasche Antwort kam: „Frei ich habe ich viel zu tun — aber am Abend bin ich da. Dafür muß Zeit sein!“ Mit großer Freude, so erzählt der Berichtstatter, hat er Abschied angenommen; daß einer, der jung noch im Glauben, mit solcher Entschiedenheit erkannt hatte, daß das Fragen nach Gott das Wichtigste ist, daß dafür Zeit sein muß.

Was alte Handschriften erzählen

Kirchenbücher und alte Bibeln sind Zeugen dafür, daß regelmäßige Bibellese von evangelischen Christen zu aller Zeit geübt wurde. In einem Kempfenbrunner (Hessen) Haus wird eine alte, mit vielen Kupferstichen versehene Lutherbibel aufbewahrt, deren unbedruckte Seiten mancherlei ort- und familiengeschichtliche Aufzeichnungen enthalten. Darin heißt es u. a.: „1771, den 31. März, habe ich den Anfang gemacht, die Heilige Bibel ordentlich von Wort zu Wort zu lesen, habe es zu Ende gebracht 1774, den 25. Dezember.“ Die zweite Lesdauer währte vom 26. Dezember bis zum 19. November 1780, daran schloß sich alsbald eine dritte an, die bis zum 20. November 1786 dauerte. Sodann heißt es: „Zum vierten Male am 24. November 1786 wieder angefangen.“ Eine andere Hand fährt dann fort: „ist aber darüber gestorben am 8. Oktober 1792.“ Das zweitälteste Kirchenbuch des Ortes bezeugt, daß dieser eifrige Bibelleser der damalige „herrschaffliche Schultheiß Bürgermeister Kasimir Steinberger“ war, der an einem hitzigen Fieber im Alter von knapp 54 Jahren starb. Seine Mutter stammte aus einem Lehrer- und Kantorsgeschlecht, das in Kempfenbrunn weit über zwei Jahrhunderte Schulmeisterdienste leistete. Nach dem ältesten Kirchenbuch von Kempfenbrunn hat der 1745 verstorbenene Michael Steigenwald die Bibel 16mal gelesen.

Innerster Dienst

Das ist der verborgenste Dienst in der christlichen Gemeinde, der äußerlich meist gar nicht in die Erscheinung tritt, und doch der wichtigste Dienst ist: der Dienst der gefalteten Hände. Diesen priesterlichen Dienst der Fürbitte können alle leisten, sofern sie lebendige Glieder sind an dem Leibe, da Christus das Haupt ist. Zu solchem Dienst gebe Er, der das Haupt und der Herr seiner Gemeinde ist, Kraft und Freudigkeit und lasse diesen innersten Dienst gesegnet sein.

Wählt gute Vaten

In einer Kirchengemeinde der Lüneburger Heide wird neuerdings an die Gemeindeglieder bei der Geburt eines Kindes ein Merkblatt ausgegeben, das auch anderwärts Verbreitung verdient. „Gottes Güte“, so heißt es darin, „gab Ihnen ein lebendiges Kind, und Sie wollen ihm in Kürze die heilige Taufe zuteil werden lassen, durch die es Gottes Kind, ein Erlöster Jesu Christi und ein Erbe des ewigen Lebens wird.“ Ich bitte Sie herzlich und dringend: Fassen Sie von vornherein nur treue Glieder unserer Kirche als Vaten ins Auge, die fähig und bereit sind, Ihrem Kinde durch Fürbitte, Ermahnung und eigenes Beispiel auf dem Wege zum ewigen Leben weiterzuhelfen. Auswärtige Gemeindeglieder müssen durch einen von ihrem Pfarramte (unentgeltlich) auszustellen Vatenchein nachweisen, daß sie nach dem Gesetz als Vaten zulässig sind. Der Herr lasse Ihrem Kinde die heilige Taufe zum ewigen Leben gedeihen!“

Luther auf dem Postamt

Unter dieser Überschrift schreibt Max Jungnickel: „Wenn Mücke abzuhaun könnten, dann wäre bestimmt das Lutherhaus in Wittenberg eines der am meisten abgenutzten Häuser der ganzen Welt. Hier hat er gelebt, der bis in die Ewigkeit hinein sah, der seinen Deutschen das Wort hinreichte wie einen frischen Brotlaib. Aber nicht nur die Steine und die Wöden reden von ihm. Da geht man ins Postamt, um eine Briefmarke für eine Ansichtspostkarte zu kaufen, und wahrhaftig auch in diesem modernen Postamt mit seinen Fernsprechern und Telegraphen und Invalidenmarken, auch in diesem Postamt trifft man ihn, den Doktor Martin Luther. Da, im Schalteraum, am flöbigen Balken der Decke steht es, wie für die Ewigkeit hineingeschrieben von einer Riesenhand: „Wenn man weit voneinander ist mit dem Leibe, doch kann man mit Briefen und Schreiben gegenwärtig sein, der eine mit dem anderen reden und sein Herz anzeigen.“ Wie einfach, wie schlicht und wahr, Zeilen, darin eine schöne Weisheit wie ein jubelnder Postillon steht. Im Herzen der jungen Frau, die neben mir einen Feldpostbrief adressierte, klang ein Echo davon. Ihr Gesicht war so hell, obgleich sie weit auseinander waren, sie und er.“

Dem gleichen Ziele zu

Nachdem in letzter Zeit zahlreiche Vertreter der modernen Wissenschaft selbst zur Frage des Verhältnisses zwischen Glaube und Naturwissenschaft das Wort genommen haben, unternahm es ein Theologe, die Hauptergebnisse der neuen Naturwissenschaft in ihren wesentlichsten Grundzügen darzustellen und mit dem christlichen Glauben in Verbindung zu bringen. Als Frucht langjähriger Studien hat Oberkirchenrat i. R. D. Arthur Menberg, Dresden, ein Werk „Das Weltbild der Physik“ (der zweite Teil, „Das Weltbild der Biologie“, folgt bei Vandenhoeck und Rupprecht in diesen Tagen) vorgelegt, in dem er nachweist, daß die Beschäftigung mit den Naturwissenschaften den Glauben keineswegs verdrängt. „Nur ist“, so schließt D. Menberg, „daß auch unsere theologischen Denkformen und Vorstellungen erweitert und entwickelt werden können und ebensowenig stillstehen dürfen wie die der Wissenschaft. Ich meine damit nicht den Inhalt des Glaubens. Dieser steht für immer fest, hat Ewigkeitscharakter und kann sich nicht wandeln. Er ist nicht von Menschen erdacht, sondern von Gott gegeben. Aber die Formen, in die wir diesen ewigen Inhalt fassen, haben nicht Ewigkeitscharakter, sondern wandeln sich mit der Zeit. Dies gilt von allen menschlichen Fassungen, auch von den historischen Bekenntnissen, die immer in der Sprache ihrer Zeit niedergelegt sind, gilt von der wissenschaftlichen Dogmatik, von aller Glaubensphilosophie, gilt von unseren Gottesdienst- und Predigtformen, von unseren Liedern und auch von unserer Bibelsprache. Sehe ich auch die Naturwissenschaft nicht „auf dem Wege zur Religion“, weil das nicht ihre Aufgabe ist, so sehe ich sie doch nicht mehr als Feindin der Religion. Vielleicht ist sie innerlich ungewollt und unbewußt, in Rückkehr zum unbekanntem Gott begriffen, von dem Paulus in Athen sprach: „Ob sie wohl ihn fühlen und finden möchten“. Dann müssen wir das mit der Freude des Paulus sehen. Ich werde nicht vergessen, wie der Physiker von Gerlach auf dem Dresdner Naturforschertag seine Rede mit dem Wort von Kolbenhever beschloß: „Es ist das Volk, das keine Götter hat und ewig danach verlangt, den Gott zu schauen“ — das sei das geistige Bild des heutigen Naturforschers. Wenn es so steht, dann wird allerdings der Naturforscher wieder zu dem, was Kepler sein wollte: „ein Priester am Buche der Natur, und wir arbeiten auf getrennten Wegen, doch dem gleichen Ziele zu“.

Auch im Kriege verschickt die NSB. Mütter und Kinder.

Der Apostel des Bergischen Landes

Vor etwa 1250 Jahren kam Suibbert, der Apostel des Bergischen Landes, an den Niederrhein. Er landete gegen Ende des Jahres 690 n. Chr. mit elf Gefährten bei Ratwinz (Rheinmündung). Sie kamen aus Irland. Zum Mittelpunkt ihrer Missionsarbeit wählten sie Mültaburg, das heutige Utrecht. Als bald ringsumher kleine christliche Gemeinden entstanden waren, wählten sie Suibbert zu ihrem Bischof, vielleicht weil er einer der ältesten war. Aber Suibbert hielt es nicht lange an einer Stelle. Bald darauf überließ er Willibrord das Bischofsamt und zog weiter. Näheres über seine Missionsstätigkeit am Niederrhein ist nicht überliefert, der Geschichtsschreiber Benda erzählt uns nur, daß „Seine Predigt viele der Einwohner auf den Weg der Wahrheit geführt“ habe. Später hat er unter tatkräftiger Hilfe des damaligen Herrschers der Franken Pippin und seiner frommen Gemahlin Plektrudis (oder Blithyda) ein Kloster errichtet. Zahlreiche Gemeinden, z. B. Mülheim an der Ruhr, Velbert, Ratingen, Düsseldorf, Gerresheim, Mettmann, Wulfrath, führen ihren Ursprung auf Suibbert zurück. Im März 713 ist er in Kaiserswerth gestorben. Sein Denkmal steht in den Hardtanlagen zu Elberfeld.

Der Dienst der Frau

Wo die Männer fehlen, springen die Frauen ein. Im Auftrage des Evang. Konsistoriums der Provinz Sachsen findet erstmalig ein Lehrgang für Kirchenmusik und kirchlichen Anrecht im Diakonissen-Mutterhaus Cecilienstift zu Halberstadt vom 7. Januar bis 4. Februar 1941 statt. Die Verbindung der beiden Helferdienste für die Gemeinde ist zweckmäßig, aber nicht notwendig. Die Teilnehmerinnen können sich für das eine wie für das andere oder auch für beides entscheiden.

Kurznachrichten

Für das Gebiet der ostpreussischen Union ist eine Verordnungsordnung für das kirchenmusikalische Amt in Kraft getreten. Eine weitere Verordnung betrifft die kirchenmusikalische Fachaufsicht, die dazu bestimmt ist, die Ausübung des kirchenmusikalischen Dienstes in künstlerischer und liturgischer Hinsicht zu fördern.

Hamburg-Wellingsbüttel

Aus der Gemeinde

Stotengeläut. An den Sonntagvormittagen, an denen in der Nacht vorher Fliegeralarm ersonnen ist, dürfen die Glocken nicht geläutet werden.

Konfirmation. Für die Konfirmation ist der Sonntag Judica, der 30. März, in Aussicht genommen. Acht Tag vorher, am Sonntag Lätare, dem 33. März, ist dann am Schluß des Gottesdienstes die Konfirmandenprüfung.

Kirchenmusik. Neben dem Kirchenchor, der schon seit Jahren besteht, hat sich, wie bereits mitgeteilt, aus jüngeren Gemeindegliedern ein Instrumentalkreis gebildet. Beide hatten am zweiten Sonntag nach Epiphania, dem 19. Januar, Gelegenheit, sich in einem Kirchenkonzert hören zu lassen, das unter der Leitung von Frau Neuthien stattfand. Das Konzert, in dem außerdem Helga Engler (Sopran), Han Brinckmann vom Philharmonischen Staatsorchester (Flöte) und Harald Petersen (Orgelbegleitung) mitwirkten, brachte die Drei-Königs-Kantate für Sopran, Flöte und Orgel von Teichmann und andere Epiphaniasmusik älterer und neuer Meister und war trotz des Schneetreibens gut besucht. Wer sich die Freude machen will, im Chor oder im Instrumentkreis mitzuwirken, wende sich an unsere Organistin Frau Neuthien (Tel. 23 22 33).

Getauft wurden: Eiselotte Efriede Verens, Gisela Herta Engel, Renate Hirsch, Ilse Hinzmann, Claus-Gustav Krohn, Richard Peter Fromm, Heide Ella Helene Sprüh, Bodo Hensel, Bruno Arnold Claus Nau, Ilse Daskau, Renate Weiße, Gisela Weiße, Ilse Margarete Krafat, Rainer Ernst-August Schmitt, Ilse Siebler, Heide Richard Henry Lendt, Rainer Willy Bert Frank, Sigrid Friedel Walter, Eberhard Eribe, Peter-Klaus Wilde, Gerda Marion Fraße, Eiselotte Inge Altmann, Peter Bauersfeld, Diet Hermann Christian Daulken, Christel Karla Maria Ribbel, Gisela Gertrud Marie Wolff, Hans-Joachim Holzer Wilhelm Paul Menborg, Peter Günter Oliese, Adolf Naesten, Heinz Dieter Naesten, Ilse Ahrens, Dietrich Hermann Walter Scheuer.

Getraut wurden: Friedrich Georg Lübbers und Gertrud Margarete Marie Hartwig; Erich Christian Hans Saeger und Lisa Margarete Helene Heilmann; Brinckfried Robert Henri Wiße und Anna Hulda Hilde Vartekku; Karl Heinz Jerking und Margarete Auguste Karoline Soltan; Walter Richard Friedrich Röhme und Welfa Hildegard Irma Bartelt.

Am Tauf- und Traudank habe ich erhalten von R. 5, von F. 10, von S. 10, von S. 10 RM. Herzlichen Dank. Die Beträge werden für die Gemeindepflege verwandt.

Feldpostnummer von Pastor Scheuer: Feldwebel S. 16 488.

J. B.: Pastor i. R. Boeck, Waldstr. 39
Tel. 59 54 85.